



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 1/2

11. Jahrg.

April/Mai 1931

Als Handschrift gedruckt.
Postcheckkonto: Berlin NW7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem

Endlich Frühling!

Lange haben wir auf ihn warten müssen in großer Ungeduld. — Nun ist er gekommen mit einem Zauberschlag, wie in den nordischen Ländern, wo die Natur nicht viel Zeit hat und doppelt prächtig emporschießt. Der Lenz ist da — neues Leben — altbekannt und doch ein ewiges Wunder. Fröhlich schallt bei uns das Jauchzen vom Bade herüber, schon am frühen Morgen. Ruhige Stille lagert über den „Sonnenbrüdern“ am Mittag, und am Abend bleibt es lebendig auf der Spielwiese, wo sich die Häuser in den Vorkämpfen zum Sommerfest messen. Wie traurig einsam war es auf den Seen beim Rudern in den ersten Wochen nach Ostern. Jetzt aber hat die Sonne alles neu gemacht! Frisch und gebräunt kommt die junge Schar zum Pfingstfeste in die Heimat.

Plauderei über ein englisches College (Lancing College)

von Wilhelm Krämer (Staufen 1928—30)

Wollt ihr mir einen Augenblick auf die Dünen der „englischen See“ folgen, mit mir das blaue Wasser gegen die Ferne wogen sehen? Schaut, dort sind die Kreideseifen, am Horizont leuchtend über dem alten Eastbourne. Ein wenig ostwärts liegt das fast immer wimpelgeschmückte, bunte Brighton. Nun wollen wir hinauf zu den Wäldern dort. Auf dem Wege dorthin erhebt sich auf dem Berge eine klosterähnliche Anlage mit grauem Gemäuer. Wir kommen durch blühende Gärten und steigen eine Steintreppe hinauf. Wie frisch der Wind hier bläst. Laßt uns dieses ernste, fremde Reich betreten, hundert Jahre besteht es hier, doch sein Geist ist der aller englischen Internate, und an seinem Entstehen hat schon das späte Mittelalter formen helfen: das ist Lancing-College.

Gotische Kreuzgänge umsäumen den großen Hof mit seinem Rasen ohne Blumen. Man darf ungestört darauf umherwandeln. Sonderbar für einen Deutschen, daß Rasen nicht bloß zum Beschauen, sondern auch zum Betreten da sein kann. In der Mauer die kleine Tür dort ist ein Hauseingang. Wie bei uns in Dahlem gibt es hier „Häuser“ mit Hausvater und Adjunkten, mit Großen und Kleinen. Aber die Häuser sind keine Villen, sondern gleichsam Zellenabteilungen eines großen Klosters.

Es ist ganz still, beinahe tot, als wir eintreten, nur in dem großen Arbeitsaal gleich rechts neben der Tür ertönt ein gleichmäßiger Schritt: das ist der Herr Hausälteste, der die Arbeitsstunde überwacht. Diese Herren sind hier von eminenter Wichtigkeit, beinahe so wie die Housemasters selber. — Er macht ein ernstes, bedeutsames Gesicht. Nur selten vernimmt man etwas aus seinem Munde, dann ist es meistens die kurze Judikatur einer Strafe, die einen Schwächenden oder Säumigen treffen wird. 50 Zeilen, 100 Zeilen, das ist so das Übel, das er austeilt. Und die Jungen — sie lassen sich das von einem Mitschüler gefallen? Nun, sie müssen sich noch sehr viel anderes gefallen lassen in diesem Schülerstaate, der ganz auf die männliche Natur eingestellt ist und frauliche Mitarbeit im Erziehungswerk in keiner Weise kennt. Die ausschließliche Männlichkeit des Lebens hier erinnert stark an Zustände, wie wir sie mit dem geschichtlichen Namen Spartas verbinden. Spartatisch ist auch die Strenge, mit der Befehle und Regeln eingehalten werden müssen. Spartatisch ist die Schärfe, mit der ihre Verletzung gesühnt wird. Hier gibt es selbst noch Ruten zur eventuellen Verwendung für die Herren Primaner, und alle finden das durchaus in der Ordnung. Keine gekränkte Menschenwürde eines Jugendlichen wagt sich dagegen zu empören, denn überragend über jeden Einzelnen wölbt sich die Tradition, sie verkündet alle Bräuche und Sitten und macht auch viele Kleinigkeiten des Alltags ehrwürdig und unverletzbar. An der Aute hängt jahrhundertalte Tradition der englischen Erziehung, und so ist sie die ultima ratio geblieben auch in Tagen, wo man sonst in Europa so viel anders darüber denkt. —

Was gibt es in einer solchen Schule nicht für eine Mannigfaltigkeit von Rechten, Vorrechten, Strafen, Auszeichnungen. Hier ist das Leben bunt abgestuft wie in einem

mittelalterlichen Ständestaat. Man muß ein Engländer sein, um zu begreifen und zu würdigen, was hier alles wichtig und bedeutsam genommen wird. So mag hier eine kleine Auslese folgen: Das Springen über Mauern ist nur den Herren Hausältesten gestattet. Nur Angehörige der sixth form (Prima) dürfen andere als Schulschlipse tragen. Nur den vom Headmaster Privilegierten ist es erlaubt, ihre grauen Schuljacken offen zu tragen, andere, Halbbedorrechtigte, können den untersten Knopf öffnen. Zum Teil erwirbt man sich die Vorrechte mit der Dauer des Aufenthalts in der Schule. Nach zwei terms (Schuldritteln) beginnt es schon. Dann darf man gestreifte Strümpfe tragen, darf eingehakt mit einem Kameraden wandeln (das gehört doch zum englischen boy), darf auf manchen Bänken sitzen, die den Kleinen bei höchster Strafe verboten sind. Nach drei terms erwirbt man ein Unrecht auf das Tragen von bunten Strümpfen. Hinter dem vierten term ist man schon ein gut Stück oben auf der Leiter der gesellschaftlichen Würde. Jetzt darf man bei besonderem Fleiß in der Schule oder im Sport schon auf ein eigenes Zimmer hoffen, und das ist sehr, sehr wichtig, vor allem, weil damit die Würde verbunden ist, einen Regenschirm benutzen zu können.

Das klingt alles beinahe lächerlich. Doch wenn man sieht, wie ernst es hier genommen wird, ernst bis zur heiligen Unverletzlichkeit, wie man es einfach darum nicht in Frage stellt und nicht auf seinen Sinn hin untersucht, weil es alter Brauch ist, so spürt man, wie an diesen Kleinigkeiten die Anlage des Engländer für das Überkommen und für Disziplin genährt wird. Konservatismus will auch erzogen sein, darum dient ihm ein wesentlicher Teil des englischen Erziehungssystems.

Aber sie sind nicht verkrampt in ihrer Tradition. Mit Tatkraft und Gegenwärtigkeit geben sie sich dem Augenblick hin. Ihre Liebe für Spiel und Sport ist auch bekannt. Viele Stunden des Tages bringen sie auf dem Tennisplatz und auf der Krickewiese zu. Manchmal könnte es im Sommer scheinen, als sei der Unterricht nur ein Anhang zum Krickespielen. Doch sie sind auch Genießer. Ganze Nachmittage vermögen sie zuzuschauen. Da liegen sie auf Kissen und Decken, trinken Tee, essen Schokolade in solchen Mengen, daß bei uns die besten Gäste von Herrn Rasch in keiner Weise mit ihnen wettsiefeln könnten. Dazu spielen sie Grammophon en masse. Kein Hausvater würde bei uns dies Niggergetöse aushalten wollen. Hier könnte man manchmal meinen, sie seien schon von der Zivilisation angekränkt und zu sehr dem Genuß ergeben.

Wenn jedoch die Pflicht ruft, stehen sie ihren Mann. Sie laufen ihre five miles runs, manche lange Märsche in feldmarschmäßiger Ausrüstung mit dem Gewehr auf der Schulter, sie lassen sich in den militärischen Exerzierstunden schleifen wie die jüngsten Rekruten. Jeder erwirbt hier die Anfänge militärischer Ausbildung und ist Offiziersanwärter für den Ernstfall. Die Kellerräume der Schule ähneln mit ihrem Bestande an Gewehren und Ausrüstungsgegenständen der Kammer einer Infanteriekaserne. Nur denkt natürlich kein Engländer daran, dies etwa Militarismus zu nennen. Den Militarismus haben immer die anderen.

So lernen auch die Jungen in ihrer Schule, daß England nur in den Krieg gegangen sei, um die Freiheit Belgiens zu retten, daß England nur zum Ziele gehabt habe, die heilige Sache der Gerechtigkeit zu schützen, „The sacred cause of justice“, wie es auch auf dem Grabstein des unbekanntes Soldaten in der Westminster Abtei zu lesen ist. Doch sonst lernen die Jungen viel Wahres in ihren Geschichtsstunden. Sie lernen

Geschichte sehen mit weitem Ausmaß und mit Verständnis für die Imponderabilien des Geschehens und der bewegenden Kräfte. Sie lernen sie auch so, als wenn sie daraus Verantwortung zu schöpfen hätten für den Bestand ihres Weltreiches. Sie lernen fühlen, daß die Vergangenheit sie unmittelbar angeht. Darum auch die sonderbare Nähe, die hier zur römischen Geschichte besteht. Rom, das ist der große Vorgänger, und man ist die weltgeschichtliche Wiederholung bei im übrigen anders gearteten Umständen. Auch sonst erwirbt der Schüler hier einen großen Schatz positiver Kenntnisse. Ich habe da ein großes Vorurteil begraben müssen. Daß ich nichts von schottischer und irischer Geschichte gehört hatte in Deutschland, fand ich in der Ordnung. Desto mehr war ich erstaunt, was diese boys von preussischer, bayrischer und nassauischer Vergangenheit zu lernen hatten. Auch in den neueren Sprachen schien es mir, als wenn die Gewandtheit im Gebrauch der Umgangssprache sicherer sei als bei uns. Überhaupt wird im Unterricht noch rücksichtslos gelernt. Hinter die alten Sprachen kam ich bei ihnen nur langsam. Denn wenn schon Plato wie „pleitou“ klingt und Cicero wie „siserou“, dann werden einem Griechisch und Latein in dieser Zunge zu völlig fremden Klängen.

Ich möchte auch so gern noch mehr sichtbar werden lassen: die Gottesdienste in der mächtigen gotischen Kirche, die hier einen großen Raum im Tageslauf des Schülers einnehmen und stark an katholische Pracht erinnern. Dieses Kirchengebäude, das ein ganzes Stadtbild schmücken könnte, wächst langsam wie ein Dom im Mittelalter. Schon seit Jahrzehnten wird daran gebaut, auch kommende Generationen werden noch zu tun haben. Ich möchte auch noch von Mahlzeiten erzählen, den Sonntagen, den Gesprächen mit englischen Jungen. Doch ich fürchte, ihr wollt wieder auf die Spielwiese, ans Bad.

Vielleicht gehen wir ein andermal von den Süddünen wieder hinauf zu dem flösterlich einsamen Schulstaat.

Lehrlingsnöte

von Werner Bennecke (Dranien 1925—30)

Um mit einem berühmten Zitat zu beginnen, indem wir es für unsern Fall umändern: es gibt mehr Dinge zwischen Ackerbau und Viehzucht, als sich unsere Schulweisheit träumen ließ. Man beginnt gewissermaßen mit der Sonntagsvorstellung von seinem Berufe, doch Lehrzeit heißt, das Alltagsgefühl der Verrichtungen ertragen und meistern zu lernen. Man fühlt sich berufen, Diener am „Segen der Erde“ zu sein, und wartet darauf, daß Baum und Wald, Pflanze, Feld und Tier mit Luft und Licht darüber einen irgendwie beschenken. Aber was von einem verlangt wird, ist dies, fertig zu werden mit dem „Eigensinn“ der Dinge, und was noch schwieriger ist, sich unter den Menschen zu behaupten. Manchmal erscheint das leicht, fast zu leicht. Gleich reiten einen die Teufelchen der Einbildung, man beherrsche die Sache schon und man „kommt sich vor“. Bald jedoch stürzt man von seiner schönen Höhe herunter, versagt bei einem Handgriff, den die anderen im Schlaf können. Und da ein Unglück selten allein zu kommen pflegt, stellt sich sicher noch dazu heraus, daß man etwas verschwischt hat.

Dauernd entlädt sich der Zorn des Lehrherrn, erschrocken steht man vor den Zukunftsperspektiven, die er einem in Punkto Brauchbarkeit eröffnet. Da ist man am Mittag klein und mutlos bis zur Fahnenflucht, wo man am Morgen unternehmungslustig in die Stiefel gefahren war. So wechseln Selbstvertrauen und Zerknirschtheit in bunter Folge ab. Man möchte zuweilen an seinem Charakter verzweifeln.

Schwierig ist die Kunst des Fragens. Es soll kluge und dumme Fragen geben. Aber welcher arme Lehrling fände sich in dieser Zweiteilung aus? Weil es sein schönes Vorrecht ist, daß in seinem Arbeitsbereiche noch nichts selbstverständlich ist, weil er noch etwas von dem Bewundern an sich hat, von dem wir in unsern griechischen Philosophen auf der Schule lasen, daß es der Anfang aller Erkenntnis sei, wohnen die dumme und die kluge Frage in ihm noch nachbarlich beieinander. Auch hat der Lehrherr in der Regel nicht die Geduld eines Sokrates. Hat man es mehrmals als Antwort erhalten, dies: „Das können Sie sich doch an Ihren fünf Fingern abzählen“, so wird man vorsichtig wie einer, der sich am Feuer verbrannt hat. „Aha“, denkt man, „überlege dir das das nächste Mal besser.“ So überlegt man denn das nächste Mal, macht tapfer von seinem Vernunftrecht Gebrauch und erfährt dann, daß man einen Fehler begangen hat. Zuweilen ist es eben immer falsch, wie man es macht. Da war es doch auf der Schule leichter.

Gefährlich ist es auch, verschiedene Sachkundige zu fragen; denn man erlebt wohl, daß sie sich alle widersprechen. Glaubt man nun aber, aus ihren verschiedenartigen Ausführungen dennoch eine gemeinsame Wahrheit herausgefunden zu haben, und man handelt von dieser einwandfreien Basis aus, so kann es geschehen, daß man plötzlich in einem allgemeinen Gelächter steht. In Worten ausgedrückt lautet diese Schadenfreude: Ist der dumm, er wird es nie lernen. Die Brücke von der Theorie zur Praxis scheint sich eben manchmal nur aus den Erfahrungen an Fehlern schlagen zu lassen. Man muß es ertragen können, daß einem bescheinigt wird, man habe nur ein geringes „Geschick“. So handelt man eben tapfer darauf los, experimentiert mit sich und der Umwelt. War es wieder mal falsch, und man hat das Pech, daß der Chef es gerade sieht, dann senkt man schuldig sein junges Haupt, läßt alles über sich ergehen und rettet sich zur Selbsterhaltung in den Humor.

Wollte man das Ehrenrecht und die Würde seiner Person als Lehrling auf die Goldwaage legen, so hätte man viel Anlaß, in die Stimmung des Empörers zu geraten. Denn für diesen Zustand sind die Menschenrechte, von denen wir einst in der Geschichte hörten, noch nicht in Geltung getreten. Man muß es lernen, auch da „Ja wohl“ zu sagen, wo der Widerspruch auf der Zunge sitzt, und muß den Dienst über die Person stellen.

Zuweilen hat der Tag anscheinend kein Ende. Die Verwaltung der Lohn- und Wirtschaftsbücher geht über das Recht auf den Schlaf. Dazu kommen noch unvorhergesehene Zwischenfälle, wie etwa die Gebärgeschäfte in den Viehställen. Vielleicht hat die Natur die Nacht hierfür bestimmt, bloß kollidiert das dann mit dem Schlaf, der doch auch ein Nachtgeschöpf zu sein scheint. Während man endlich über diesen Widerspruch kaum eingeschlafen war, dröhnt schon wieder die Fenster Scheibe. Sie tönt so grausam, so unbarmherzig und reißt alle Abgründe des Entsetzens auf. In die nüchterne Sprache übersetzt heißt dies Geräusch: es ist 5 Uhr morgens, der Dienst ruft. Während man

mühsam sein Ich zusammensucht, leuchtet die Morgensonne ins Zimmer. Ferne wie sie und doch nah und gegenwärtig in der Wirkung brennt auch in der Seele das Wunschbild, das man in seinen Lebensplan stellte: ein tüchtiger Landwirt zu werden, ein Meister in seinem Fach.

Es war einmal!

Von einem, der es miterlebte.

Es war einmal — nein, solange ist es noch gar nicht her, es war kurz nach dem Kriege. Die Gardeschützen lagen mit verstärkten Wachen im Schießstand, ein Zug — ich glaube, es waren Minenwerfer — bewachte die Heeresbestände, mit denen unsere Turnhalle erfüllt war, in der Schule. Und dazwischen in den Häusern waren die friedlichen Bürger bewaffnet fast bis an die Zähne im Verbands der Einwohnerwehr, die sich in dieser Geschichte nicht einmal blamiert hat.

Gardeschützen und Minenwerfer wußten wenig voneinander und gaben getrennte Parolen aus. An manchen Abenden war schon Unruhe entstanden. Beim Heimweg wurde man als Zivilist von den Wachen untersucht, ob man unerlaubt Waffen trage. Die Gemüter waren von Gerüchten aller Art erregt. Denn in Berlin — weit weg, doch immerhin erreichbar — ging es hoch her. Von Spandau konnten auch die Roten kommen.

Da, eines Abends spät, ich wollte mich gerade zur Ruhe legen, begann ein wüstes Geschiesse. Was war los? Ich ging hinaus und pirschte mich vorsichtig mit der Parole, die ich zufällig wußte, an die Gardeschützen ans Schießstandtor heran. — Es wäre auf sie geschossen, da hätten sie erwidert. — Woher? — Vom Waldrand. Mehr wußten sie selbst nicht. — „Vielleicht waren es die Minenwerfer“, antwortete ich. „Ich werde versuchen, an sie heranzukommen. Solange haltet wenigstens Ruhe!“

Dann machte ich mich auf. Es war der schwierigste Gang, den ich in meinem Leben auf dem Mittelweg durchs Heim gemacht habe. Heute fast wie ein Traum. Doch damals — kurz nach dem Kriege, war man abgebrüht. Kaum war ich bis Uskanien gekommen, da knatterte das Feuer wieder los. Die Treppe an der Veranda von Uskanien bot Schutz, die Schüsse gingen alle hoch in die Kiefernstämmen. Nun weiter! Auf den Tennisplätzen lagen große Kokshaufen. Von da aus rief ich die Minenwerfer an: „Ho, Hallo! Laßt das Schießen! Kein böser Feind!“ Die Posten verstanden aber falsch, und ein neues stärkeres Geknatter setzte ein in Richtung auf die Tennisplätze.

Der Schreiber dieser Zeilen war hinter dem Kohlenhaufen gut gedeckt. Aber nun wäre die Geschichte beinahe doch noch ernst geworden. Der damalige — längst verstorbene — Hausvater von Dranien war gerade in der Schlafstubenetage und sah wegen der Schießerei besorgt nach den Kleinen. Ihn traf im Hause ein Geschos, glücklicherweise nur an der Nasenwurzel. Es handelte sich um ein bis zwei Zentimeter, und er wäre tödlich getroffen gewesen. Davon wußte ich als „Patrouillengänger“ natürlich nichts. Immerhin war mir aber nach der verblüffenden Wirkung meiner „lockenden Friedensrufe“ doch die Lust vergangen, weiter auf die kriegerischen Minenwerfer geradewegs zuzugehen! Ich retirierte und marschierte dann — das schien mir der sicherste Weg — mitten auf der Königin-Luise-Straße auf die Schule zu.

Als ich den ersten Wachtposten erreichte, war mir ein gut Stück leichter. Die Soldaten waren blutjunge Kerle, mit denen die Phantasie durchgegangen war. Ich glaube, daß ich nicht die zartesten Worte mit ihnen wechselte. Aber „die Schlacht“ war zu Ende. Gardeschützen und Minenwerfer hatten sie sich geliefert.

Herr Direktor Kremmer soll am nächsten Tage auch nicht zu milde mit dem Kommandeur — wie mag er geheißsen haben? — verfahren sein. Das Haus Dranien und viele Bäume trugen die Spuren des „Kampfes“. Das nennt man Kriegspsychose. Es waren doch „schöne“ Zeiten.

Nach den Osterferien traten, da wir diesmal eine sehr große Zahl von Abiturienten hatten (von denen, wie schon mitgeteilt wurde, keiner zurückgestellt werden mußte oder durchfiel) 36 neue Zöglinge ein. Wir sind mit unserem Nachwuchs, der wieder größtenteils vom Lande stammt, sehr zufrieden. Wenn man bedenkt, wie sehr die allgemeine Wirtschaftsnot gerade auch gute alte Alumnate in Mitleidenschaft zieht, so können wir die Tatsache, daß bei uns, trotz der selbstverständlichen sorgfältigen Auswahl, nicht nur sämtliche etatmäßigen Stellen besetzt sind, sondern darüber — und damit über den höchsten Friedensstand — hinaus auch noch eine Reihe von „Überzähligen“ aufgenommen werden konnten, nur mit großer Dankbarkeit und Zukunftsfreudigkeit feststellen. Unser Dank dafür gilt vor allem den getreuen Alt-Dahlemer und ihren Eltern, da wir unsere Zöglinge ja nur durch Empfehlung von Mund zu Mund erhalten.



Monatschronik



16. bis 23. V.: Studienfahrt der Uirgh unter Leitung ihres Klassenlehrers, Studienrat Dr. Wachsmuth. Die Fahrt hat zum Gegenstand die Stadtbilder von Bamberg, Würzburg, Wertheim, Miltenberg, Mainz und den Landschaftscharakter des Maintales.

Schulferien 1931/32

Pfingsten: Do. 21. Mai bis Di. 2. Juni.

Sommer: Mi. 1. Juli bis Do. 6. August.

Herbst: Mi. 30. Sept. bis Di. 13. Okt.

Weihnachten: Mi. 23. Dez. bis Do. 7. Jan.

Schluß des Schuljahres: Mi. 23. März.



Die alten Kameraden



Erich Schulz (Staufen 1910—14), Rittergutsbesitzer auf Buckow (Kreis Züllichau), hat sich verlobt mit Fräulein Hilde Hammer.

Hans-Christoph Freiherr von Bredow (Burgund 1921—26) bestand am 10. April 1931 in Eberswalde das Forstreferendar-Examen.

Dietrich Klein-Chevalier, Berlin-Lichterfelde, Unter den Eichen 53 (Burgund 1913—21), hat sich verlobt mit Fräulein Hildegard Neuschäffer.



Mitteilungen



Das Sommerfest des Heims soll in diesem Jahre kurz vor Beginn der großen Ferien am Sonnabend, dem 27. Juni, abends ab 7,15 Uhr auf der Spielmwiese und am Bade stattfinden. Dieser Tag hat nun schon seine feste Überlieferung: auf der Spielmwiese werden Endkämpfe, die Häuserstafette, Scherzspiele und die Preisverteilung stattfinden, am Bade Schwimmvorfürungen beim Schein der Lampions, dann Fackelzug und Feuerwerk. Unsere größere Heimgemeinde — vor allem unsere alten Dahlemer — ist herzlich dazu eingeladen. Wer von den alten Heimlern in erreichbarer Nähe ist, mache uns die Freude seines Erscheinens.

Ein alter Freund des Heims hat uns auch in diesem Jahre wieder durch eine Spende für Sportpreise erfreut. Ihm sei auch an dieser Stelle unser herzlichster Dank ausgesprochen.

Wir erinnern noch einmal an die Zahlung des **Jahresbeitrages** von 10 Mark für die Dahlemer Blätter und bitten um seine Überweisung auf unser Postcheckkonto

Berlin 35221 Dr. W. Köhler (Dahlemer Blätter).

Zahlkarte liegt bei.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 3/4

11. Jahrg.

Juni/Juli 1931

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221, Dr. W. Köhler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Von Bamberg bis Mainz.

(Zur Pfingstfahrt der Ulrg).

Eine richtige Klassenfahrt wächst als Ziel aus dem Unterricht heraus wie ein Halm aus dem Erdreich. Irgendwann springt in einem glücklichen Augenblick der Wunsch auf, das, von dem man in den engen Klassenwänden miteinander spricht, was man am gezeigten Bilde dürftig mit der Phantasie umspielt, in voller Wirklichkeit mit allen Sinnen aufzunehmen. Hinzu gefällt sich der abenteuerliche Zug in der jungen Seele, auf das Fremde, Weite, Unbekannte auszugehen, es ist die ewige Wikingluft, die aller gesunden Jugend im Blute liegt. Sie will von Zeit zu Zeit „fahrender Schüler“ sein und nicht bloß eingesperrt im gleichmäßigen Tageslauf dahinleben zwischen Schulbank, Buch und Bett.

Wenn daher der Zug mit einer solchen Schar aus dem Bahnhof rollt, dann ist jeder von ihr ein Glücklicher, der bereitwillig aufgeschlossen ist für alles, was ihm erreichbar ist und den Erlebnisinhalt des Kommenden andeutend vorwegnimmt mit jener Stimmung, die die Welt umarmen möchte. Dann ist die Welt „funds“. Das bedeutet in der jetzigen Dahlemer Sprache: unübertrefflich und restlos zu bejahen.

Wir durchwanderten Bamberg, Würzburg, Wertheim und Miltenberg mit ihrer näheren Umgebung, wir marschierten durch den Odenwald nach König und kamen schließlich über Darmstadt nach Mainz, wo wir am nächsten Tage mit dem Schiff nach Koblenz fuhren.

Es war ein glückliches Geschenk der Jahreszeit, daß wir das Frankenland im ganzen Zauber der Frühlingspracht. Wir Menschen der norddeutschen Ebene wurden täglich neu ergriffen von dem Formenreichtum einer Landschaft, in der die Naturgegebenheiten: Fluß, Tal, Bergeshänge mit den menschlichen Siedlungen zu immer neuen Variationen des räumlichen Bildes verschmelzen. Wir, die wir nur gewohnt sind, räumlich von vorn nach hinten zu schauen, lebten nun in einer Umgebung, die auch stets von oben nach unten gemessen sein wollte. So sahen wir Bamberg in der Mittagssonne zwischen blühenden Apfelbäumen zu unseren Füßen liegen, so Würzburg im weiten Talkessel von der Feste Marienberg aus, so die Rebenhänge und ansteigenden Laubwälder von Wertheim und Miltenberg. Die stillen Seitentäler mit ihren blühenden Büschen, singenden Nachtigallen und immer murmelnden Quellen erinnerten daran, daß hier einst Walter von der Vogelweide den Frühling besungen und Wolfram von Eschenbach Parzivals Jugend gedichtet hat. Hier war die süße Heimlichkeit, die aus dem Liede „Landeradel“ durch die Jahrhunderte zu uns klingt. Wir standen in Domen, durch die die Herrschgewaltigen des Mittelalters geschritten waren, zerfallende Burgen und Festungen sprachen vom Wandel der Zeit. Süddeutsche Kultur gewann vor uns in allen ihren Ausdrucksformen Gestalt. Und man muß durch ihren Reichtum geschritten sein, um die edle Vielfalt zu ahnen und stolz zu empfinden, die das Wort Deutschland umschließt.

B. W.

Bilder und Gedanken von unserer Frankenfahrt.

Im „Stachel“ zu Würzburg.

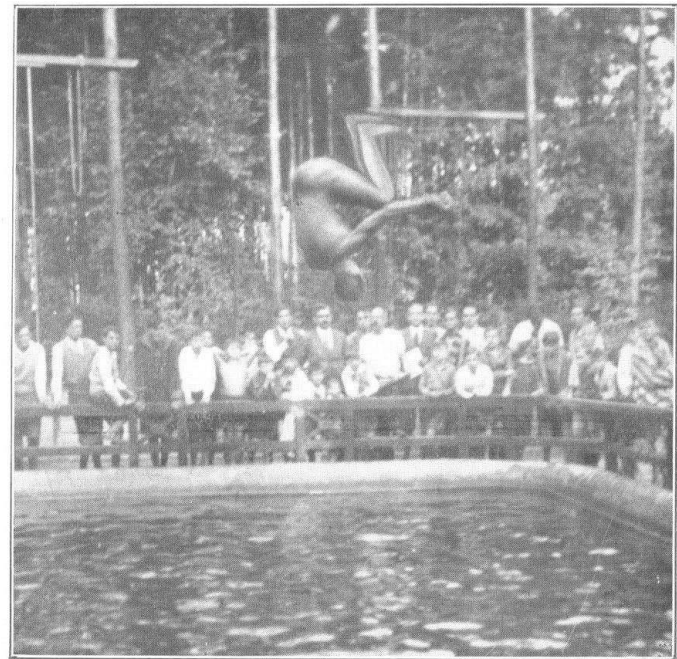
Von Erwin Loh, Ulg.

Es war ganz sonderbar, wenn man mit einem Onkel oder sonst einem Bekannten von Würzburg sprach, dann machten sie in der Regel ein listig-geheimnisvolles Gesicht und sagten: „Vergiß nicht, den Stachel zu besuchen“. Und dann folgten entzückte Ausrufe über die Vortrefflichkeit dieser Dertlichkeit, aus denen man immer erneut bestätigt fand, daß es sich da um eine ganz besondere Angelegenheit handeln müsse. Ueber genauere Einzelheiten hüllten sie sich in Schweigen und überließen einen der Neugier. So war es auch den anderen Klassengenossen ergangen. Mithin kam es, daß das Wort Würzburg für uns einen ganz eigenartigen Stachel hatte, gegen den wir auf keinem Fall lösen wollten.

Nachdem wir am Sonntag nachmittag die ersten Stunden in der Stadt Würzburg herumgelaufen waren, jene Stunden, wo man noch jede Straße und jedes Haus mit Spannung betrachtet, tauchte auch die Frage nach dem „Stachel“ auf. Er sollte in einem der engen, winkligen, alten Gäßchen liegen, die schon mehrfach unser Entzücken gewesen waren.



Fertig zum Start



Der Sprungkünstler

Ich schritt zwischen den alten Häusern dahin. Der Lärm der Hauptstraßen verebbte hier mehr und mehr zwischen den hohen Giebeln und den Vorsprüngen des Fachwerks. Hinter einer unvorhergesehenen Ecke wurde ein Schild sichtbar: Weinstube zum Stachel. Da war er. Ich kam über einen Hof an eine knarrende Holztreppe und ging hinauf. Wie still war es hier. Ich setzte mich in eine Nische auf einen der alten Holzstühle und bestellte einen Frankenwein. Das war nun also Geist des Frankenlandes in besonderer Gestalt. Durch die alten Buchenscheiben kam die Abenddämmerung. Sie half Träume weben, keine ganz fertigen, aber den seelischen Ansaß zu ihnen. Man spürt die menschliche Mannigfaltigkeit, die durch die Jahrhunderte in diesen Räumen für Stunden und Nächte beherbergt worden ist. Man sieht sie im Geiste schreiten: Der Sorgenvolle mit lastendem Schritt, der Leichtsinrige behende und vergessend, der Gewohnheitstrinker hastig wie nach einem Ziele eilend, der fremde Reisende, neugierig auf seine Sensation wartend. Man sieht sie trinken: mit erkrampfter Hand, mit herausforderndem Schwung, mit zitternder Gebärde, in Erwartung nippend. Man hört sie sprechen: vom Lauf der Zeit, von der Not und dem Erfolg der Stunde, vom Schicksal der Stadt und vom Persönlichen, von Hohem und Tiefem. Hier blitzt der Gedanke auf, hier schwirrt die Bote, hier diskutiert man mit rotem Kopf, hier bröckeln die Worte herab von schwer gewordener Zunge. Waren diese zwei alten Räume nicht eine grandiose Bühne des Menschen, der hier seit mehr als vier Jahrhunderten sein Stück spielte, mit zwar wechselnden Zeitkostümen, aber immer gleichen menschlichen Typen, die denselben Stichworten gehorchten, mochte draußen das Auto von heute hupen, der bezopfte Bürger würdig die Straßen stolzieren oder die Leidenschaft der Bauernkriege die Stadt in Aufruhr versetzen.

Und plötzlich kamen sie herein: der Eben und der Mari, der Walter und . . . Ich will sie lieber nicht alle nennen. Sie hatten scheinbar alle einen Onkel mit guten Reiseratschlägen gehabt. Leider aber hatte er mit seinen Unterstützungen mehr gefargt als mit seinen Ratschlägen. So stand denn unsere Gastrolle stark im Banne der weisen Worte von Wilhelm Busch: „Enthaltbarkeit ist das Vergnügen an Sachen, welche wir nicht kriegen“.

Besuch der Limes-Reste bei Miltenberg.

Von Walter Müller, Dranien, Ulrg.

Eigentlich sind wir etwas schwach in Latein, aber eine verborgene Beziehung zu den alten Römern muß bei uns immerhin vorhanden sein. Denn als wir vor dem Kartenbilde von Miltenberg und Umgegend standen und entdeckten, daß auf den Höhen des Odenwaldes, die hier an den Main stoßen, Reste des alten Limes festgestellt worden seien, waren wir schnell überzeugt, daß ein Besuch von uns dort oben unerlässlich wäre. Das war mal ein Weg zur lateinischen Kultur ohne die Fußangeln der Grammatik, nur ein gesunder Körper war erforderlich.

Ein markierter Pfad führte im Zickzack den Berg hinauf durch Tannen und Buchen und an mächtigen Geröllfeldern von verwittertem Gestein vorbei. Wir kürzten den Weg schließlich ab, indem wir die Höhe direkt zu nehmen versuchten. Das griff beträchtlich in die Beine und kostete manchen Schweißtropfen. Wenn wir Rast machten, tadelten einige die ängstliche Vorsicht der Römer, daß sie mit ihrem Grenzwall so feige auf die Höhe gewichen seien, andere anerkannten die Schwierigkeit für die Germanen, hier überhaupt anzugreifen. Was wir dann schließlich oben vorfanden, war nur mit einiger Phantasie als Limes zu rekonstruieren. Reste eines Steinwalls in Höhe eines Meters ließen erkennen, daß es sich hier um eine ersichtliche Anlage handelte und nicht um zufälliges Geröll. Hier also waren die römischen Wachtposten entlang geschritten und hatten mißtrauisch in den Wald hineingelauscht. Hier waren ihre Signale erklingen als Botschaft römischer Herrschaft. Wir nahmen einige von den Steinrümern in die Hand, sie gehörten also zu jener Brandungsmauer, über die dann die Wogen der Völkerwanderung hinweggegangen waren. Einige von uns stellten komplizierte militärtechnische Ueberlegungen an, wie sich hier wohl die Römer im Falle eines germanischen Angriffs verteidigt hätten. Ich bewies es gleich durch die Tat, indem ich einen Steinblock nahm und in die Tiefe stieß. Die anderen machten es auch, und uns überkam ein richtiger Verteidigungsrausch. Wir gerieten in die Illusion, als kämpften wir gegen einen heimlich nahenden Feind. Auch eine alte morsche Bank mußte in dieser Stimmung daran glauben. Wir sagten uns, daß die alten Germanen und Römer auch keine Bänke hier gehabt hätten. Polternnd fuhren Steine und Holzreste durch die Buchenstämme den Abhang hinab. Durch die Baumkronen rauschte der Wind, über uns wölbte sich der Himmel wie einst. So waren wir in den Bann der Vergangenheit geraten.

Der verregnete Odenwald.

Hubert Schlabitz, Dranien, Ulrg.

Ob es uns die Siegfriedsage angetan hatte, wer weiß es, kurzum wir hatten das Gefühl, daß wir auch ein Stückchen durch den Odenwald wandern müßten.

Als wir morgens um halb sechs geweckt wurden, weil wir schon um sechs Uhr abzurücken hatten, war der Himmel grau in grau. Es hatte schon am Abend vorher geregnet, und so begann bei jedem das erwachende Bewußtsein mit Wetterfragen und Wetterbetrachtungen. Der Anlaß dazu wuchs, als wir beim Marsch durch Miltenberg die nächsten Bergeskuppen zu sehen bekamen. Da braute es in dicken Schwaden. Wie graue Vorhänge hing das Gewölk tief herab und glitt wie in unheimlichem Spiel an den Hängen entlang. Noch regnete es nicht unten im Tal, aber wenn wir höher stiegen, mußten wir durch den stummen Wolkenzug hindurch. Diejenigen von uns, die sich bisher über-

flüssigerweise mit Windjacken und festen Ersatzstiefeln geschleppt hatten, blickten nicht ohne Herausforderung in das wandelnde Himmelsgebräu. Weniger versorgte Gemüter schwebten unaufhörlich zwischen Furcht und Hoffnung und suchten in ihrer theoretischen Wetterkunde nach Tröstungen. Nach der ersten halben Stunde kam beträchtliche Steigung in den Weg. Das war durchaus in der Ordnung, denn wir wollten über den östlichen Seitenarm des Gebirges hinweg, um im Tal auf der anderen Seite die Bahnstrecke Darmstadt—Mainz zu erreichen. Mit jedem Meter Höhe, die wir gewannen, näherten wir uns den Wolkenschichten, die auch mit zunehmender Taghelle nicht freundlicher wurden. Dann empfing uns zuerst feiner Sprühregen, er wurde langsam dichter, und schließlich stiegen wir in die regelrechten „Strippen“ hinein, wobei es gleichgültig wurde, ob wir durch Tannenwald schritten oder unter Buchen und Eichen. Nun war Feuchtigkeit unser Schicksal, und als nach etwa zwei Stunden der Abstieg begann, war die Frage nicht mehr von Wichtigkeit, wo man etwa noch trocken war. Die rieselnden Wasseradern, die allenthalben ins Tal eilten, belehrten uns darüber, wie erfolgreich sich die Wolken auch außerhalb unseres körperlichen Bereiches entladen hatten. Nun, Siegfried war im Odenwald erschlagen worden, wir waren bloß naß geworden. So zogen wir mit leidlicher Selbstbehauptung durch das endlos lange Städtchen König, um später bei neuem Sonnenschein zu meinen, daß zu einer richtigen Wanderung auch einmal Regen gehört.

Zum erstenmal am Rhein.

Von Dodo Freiherr zu Inn- und Knyphausen, Burgund, Ulrg.

Man kennt ihn seit früher Kindheit als Namen und gebraucht das Wort wie eine Vokabel, um die sich einige geschichtliche, geographische und romantische Erinnerungen legen. Im übrigen regt das Wort nicht weiter auf, denn was man sich darunter vorstellt, das ist zunächst ein etwas dickerer, schwarzer, vielfach gekrümmter Strich an der immer gleichen Stelle auf der Landkarte von Deutschland.

Nun aber fährt man bei Mainz über eine dröhnende Brücke, und da ist er, der Rhein. Etwas Großartiges, Kraftvolles geht von den breiten Wassermassen aus, die da unaufhörlich nach Norden fließen. Man spürt, wie er wie ein Magnet die angrenzenden Ufergebiete in seinen Bann zwingen muß. Kommt ein Volk in seine Nähe, so wird dieser Fluß ihm richtungbestimmend für seinen geschichtlichen Willen. Es ist ein Fluß, der mehr bedeutet als dies, eine natürliche Verkehrsstraße und eine Quelle schöner Landschaftsempfindungen zu sein, er ist ein politisches Kraftfeld. So wurde er unser Schicksalsfluß, sein Name ein Symbol für Freiheit und Ohnmacht. Auch für die Zukunft bleiben die Worte von E. M. Arndt so bedeutsam wie einst: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“

Von Ostern bis zu den großen Ferien.

Jedes Heimvierteljahr hat sein eigenes Gesicht, hat seine besondere Art von Ernst und Freude, von Schwierigkeiten und Lebenserfüllungen.

Hier sei geschwiegen von allen Schuldingen, auch von der Aufgabe des Sich-Einlebens bei den Neueintretenden, auch von dem so bedeutsamen Wandel der Abtönung in der persönlichen Gesamtresonanz eines Hauses, wie ihn Abgang und Eintritt der Heimler zu Ostern mit sich bringen. Ist doch der Charakter einer Hausgemeinschaft immer mitbedingt durch jeden Einzelnen, der zu ihr gehört, seine Mitwirkung sei gut oder böse, fördernd oder hemmend. Und ehe jeder wieder oder endlich klar weiß, wie er sich neben den anderen strecken darf, und wie er sich zu strecken hat, ein Vorgang, der in seiner Lebensnotwendigkeit ähnlich ist dem Stellen der Zweige und Blätter von Pflanzen, die in Lichtgemeinschaft stehen, ist dieses Vierteljahr verfliegen.

Wir wollen nur sprechen von der Lichtseite dieser Monate in der natürlichen Bedeutung des Wortes, also von ihrem Freiluftcharakter und von den Lebensformen, die durch sie hervorgerufen wurden und Jahr für Jahr in besonderen Ereignissen durchlaufen werden.

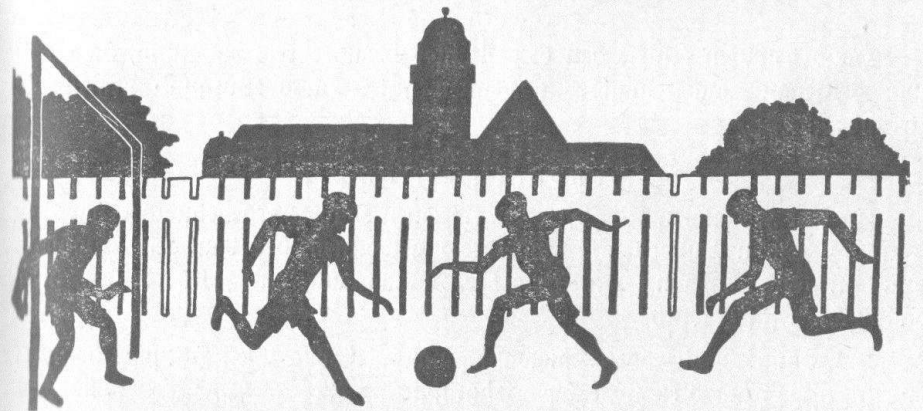
Der Häuser-Fünfkampf: Zwischen Pfingsten und den großen Ferien sind die „Punkte“ ein höchstwertiges Gesprächsthema. Sie werden gewonnen in den Ausscheidungskämpfen im Hoch- und Weitsprung, Kugelstoßen, 100 m Lauf und Schlagball-Weitwurf und ergeben sich aus einem fein durchdachten Berechnungssystem. In den wöchentlichen Spielnachmittagen geht schon seit Ostern ein fleißiges Leben voraus. Hat das Einzelhaus in seinen beiden Sportauschuß-Mitgliedern Jungen, die Hausstolz und Führerqualitäten besitzen, so ist dies Vierteljahr für sie voll Verantwortung und Mühe. Denn jene „Punkte“ werden zwar in Einzelleistungen gemacht, gelangen aber als Summe zur Gutschrift für das Haus. Dem Geltungsbedürfnis des Einzelnen mag es genügen, den „Ersten“ gewonnen zu haben, aber für die Rangstellung des Hauses entscheidet die Hingabe aller. So ist es denn die Aufgabe dieser „Führer“, die Hingabe zu wecken, dem Ängstlichen Mut zu machen, den Ungeschickten durch besondere Übung in seinem Können zu steigern. Manches Haus hat so schon durch stille, fleißige Arbeit ein anderes zuletzt verdrängt, das sich zu sehr auf seine „Kanonen“ verließ.

Badebetrieb: Er ist kein „Betrieb“ im Sinne von Geschäftigkeit, wenn man nicht das Kommen und Gehen der Gestalten in Bademänteln als Betriebsamkeit auffassen will. Denn an heißen Sommertagen ist das Badebecken und seine dichtbevölkerte Umgebung mehr im Zustand der Ruhe als des „Lebens“. Die liebe Sonne bändigt sie alle. Der durchwärmte Rasenhügel und die schiefe Holz-Bratenebene „erden“ alle Persönlichkeitsansprüche. Alle „gehobene“ Menschlichkeit sinkt vorübergehend in den Sommerschlaf, des Denkens Faden zerreißt, die Vorstellungen stocken, das Bewußtsein wird leer. Dann schiebt sich einer ins Wasser und verbreitet spritzende Kunde. Andere folgen. Bis auch diese Unruhe wieder vorüber ist. Niemandem schlägt hier

eine Stunde, wenn es nicht die Kaffeezeit gäbe. Und ist es gar ein Mittwoch, dann waltet geheimer Zeitsinn mit erstaunlicher Pünktlichkeit. Stark ist die Sonne, doch stärker ist der Hunger.

Handball Ost gegen West: Bei den Handballspielen der Einzelhäuser sind die Erregungsherde der Teilnehmer immerhin noch lokalisiert auf die unmittelbar Betroffenen. Aber bei diesem Schlussspiel gibt es keinen neutralen Zuschauer. Denn geographisch läßt sich nun mal das ganze Heim aufteilen in Häuser die nach Osten oder nach Westen liegen. Darum ist in dieser Stunde jeder Partei, aber bloß geographisch bedingte Partei. Er bringt keine tiefere Gegensätzlichkeit mit als den Wunsch, daß seine Häusergruppe gewinnen möge. Aber diese Wunschschlacht wird ausgetragen mit allem seelischen Zubehör. Die „favorisierte“ Seite rückt mit der entsprechenden Sicherheit heran. Man nimmt mit Haltung Aufstellung, setzt sich als Zugehöriger so, daß man die zukünftigen Tore recht schön sehen kann. „Die andere Seite“ ist um einige Striche beklommen, die ganz Mutigen glauben verbissen an das Wunder, der Anhang spricht etwas leiser. Dann geht es los. Fallen die Tore erwartungsgemäß, so bleibt die Teilnahme in gewöhnlicher Spannung. Geschieht aber das Unvorhergesehene, wächst die Erregung in Quantensprüngen. Dann stürzen alle gleichsam seelisch aus dem Gleichgewicht. Der prädestinierte Sieger kommt in sein kritisches Stadium, sein Gegner stürmt vor im Rausch plötzlicher Siegerahnung, die vom Anhang tollkühn übers Feld geschrieen wird. — Schon mancher Favorit ist geschlagen vom Felde gegangen, das widerfuhr auch diesmal den Häusern vom Osten.

Sommersportfest: Wenn die Sonne so herrlich scheint wie am 27. Juni, dann ist das Sommersportfest glücklicher Höhepunkt und dankbarer Ausklang des vergangenen Vierteljahres. Neben Eltern waren diesmal besonders viele Ehemalige gekommen, die wieder für Stunden zu ihrem alten Kreise gehörten. Das Programm des Abends ist bekannt, weil es für alle Dahlemer gleichsam historisch feststeht. Aber jedesmalig neue Leistung und neues Geschenk ist die trauliche Selbstverständlichkeit des Beieinanderseins. Jeder bringt ein Stück Mitfreude mit. Und wenn gegen 10 Uhr die letzte Rakete verzischt ist, sind schöne Stunden ausgeklungen. B. W.



Ergebnisse der Sommerwettkämpfe des Heims 1931.

I. Wettkämpfe der Häuser.

1. Der Häuserfünfkampf (Hauptwettkampf).

	Durchschnittspfeilleistungen
1. Uskanien	91,70
2. Staufen	83,81
3. Zollern	82,53
4. Burgund	81,35
5. Dranien	80,68
6. Wettin	78,93
7. Wittelsbach	78,70
8. Zähringen	68,46
9. Babenberg	63,26

Demnach erhielt Haus Uskanien den ersten Wanderpreis des Heims (große Bronzefigur) und Haus Staufen den zweiten Wanderpreis des Heims (Bild des Athena-Nike-Tempels). Das Haus Zollern erhielt eine Ehrenurkunde.

2. Die Häuserstaffette auf der Spielwiese.

Es gingen durchs Ziel als erstes Haus: Staufen,
" zweites " Wettin,
" drittes " Wittelsbach.

Die beiden ersten Häuser erhielten Urkunden.

3. Die Häuserstaffette im Schwimmen.

(Die 4 besten Schwimmer jedes Hauses.)

1. Haus Staufen 33,9 Sek.
2. " Burgund 37 Sek.
3. " Dranien 37,4 Sek.

Haus Staufen erhielt den Schwimmer-Wanderpreis endgültig, da es ihn zum drittenmal hintereinander gewonnen hat. Haus Burgund erhielt eine Urkunde.

4. Handballwettkämpfe.

In den zahlreichen Kämpfen der einzelnen Häuser gegeneinander hat Haus Burgund den neuen ersten Wanderpreis gewonnen, der von den „Dahlemer Blättern“ auf Anregung von Herrn Dr. Wachsmuth, dem Förderer des Handballspiels, gestiftet wurde.

Im Handballspiel der „Auswahlmannschaft“ aus allen Häusern siegte die „Westgruppe“ mit 4 : 2 über die „Ostgruppe“.

Tor: v. Kardorff (Bu.)	
v. Oppen (Bu.)	v. Berg (Bu.)
Hempel (We.)	Graf v. Rittberg (We.)
Lehr (Bu.)	v. Kleist (Bu.)
Scherz (Ast.)	Langenbed (St.)
	Middeldorf (Zä.)
	Rabbethge (Dr.)
	Alvé-Lallemant (So.)
	Tor: v. Eichel (Dr.)

5. Im Faustballkampf siegte das Haus: Uskanien über Dranien 60 : 57 und wurde damit erster Sieger.

II. Ehrentafel der Einzelsieger.

1. Fünfkampf (Hauptwettkampf).

Gruppe A (Oberstufe):

1. Hans-Peter Alvé-Lallemant	So.	131 Punkte
2. Hellmuth Scherz	Ast.	119,5 "
3. Eide Middeldorf	Zä.	116,5 "
4. Waltherr Müller	Dr.	113,5 "
5. Wolf-Hubertus Schlabilg	Dr.	110 "
6. Dieter Sinz	St.	105 "
6. Günther Gründling	St.	105 "

Gruppe B (Mittelstufe):

1. Stephan Goodspeel	Ast.	182 Punkte
2. Hans-Joachim Huschke	So.	151,5 "
3. Krafft Killisch von Horn	Ast.	147 "
4. Karl-Ernst Büchting	St.	143 "
5. Götz von Flotoiw	Dr.	132,5 "
6. Max Frh. von Schnurbein	Bu.	131,5 "

Gruppe C (Unterstufe):

1. Ulrich Methner	Wi.	107,5 Punkte
2. Wolfgang Ammann	Wi.	93,5 "
3. Christoph Böckelmann	Dr.	93 "
4. Günther Rosenberg	Ast.	90,5 "
5. Dieter Hörning	Ba.	88 "
6. Horst Schander	Dr.	86,5 "

2. Sonderwettkämpfe.

Gruppe A.

1. Eide Middeldorf, Zä., 73,40 m
2. Dieter Nomber, St., 60 m
3. Dieter Sinz, St., 58 m

- Schleuderball: 1. Peter Abé-Lallemant, So., 43 m
2. Eide Middeldorf, Zä., 36,55 m
3. Dieter Sinz, St., 35,60 m

- Distus: 1. Peter Abé-Lallemant, So., 28,30 m
2. Eide Middeldorf, Zä., 20,40 m
3. Dieter Momber, St., 19,70 m

Gruppe A: 1000 m Lauf:

1. Eide Middeldorf, Zä.
2. Karl-Heinz Graf Rittberg, We. und Eben von Mitzlaff, Zä.

Gruppe B: 600 m Lauf:

1. Georg Graf Berponcher, Ust.
2. Hans-Joachim Huschke, So.

Gruppe A: Speertwerfen:

1. Peter Abé-Lallemant, So.
2. Hellmuth Scherz, Ust.

Gruppe B: Speertwerfen:

1. Karl-Ernst Büchting, St.
2. Hans-Joachim Richnow, Bu.

III. Schwimmwettkämpfe.

50 m Freistilschwimmen.

- Gruppe A: 1. Dieter Sinz, St., 34 Sek.
2. Georg-Wilhelm Hempel, We., 39,2 Sek.
3. Joachim von Berg, Bu., 39,4 Sek.

- Gruppe B: 1. Hans Becker, Ust., 43 Sek.
2. Wolfgang von Guttentberg, St., 46,2 Sek.

- Gruppe C: 1. Günther Rosenberg, Ust., 20,2 Sek.
(25 m) 2. Horst Schander, Dr., 23 Sek.
3. Wolfgang-Dieter Schmidt, Dr., 24 Sek.

50 m Brustschwimmen.

- Gruppe A: 1.a) Hubertus Schlabitz, Dr., 44,5 Sek.
1.b) Dieter Sinz, St., 44,5 Sek.
2. Max von Knobelsdorff, Zä.,

- Gruppe B: 1. Wolfgang von Guttentberg, St., 45,7 Sek.
2. Hans Becker, Ust., 47,6 Sek.
3. Gerhard von Berg, Bu., 48,2 Sek.



Nicht Sansjoui — aber der Heimgarten
in den Schlußminuten unseres Sommerportfestes

- Gruppe C: 1. Wolfgang Ammann, Wi., 23,2 Sek.
(25 m) 2.a) Kurt-Christoph Böckelmann, Dr., 25 Sek.
2.b) Paul-Albrecht Rosenberg, Ust., 25 Sek.

25 m Rückenschwimmen.

- Gruppe A: 1. Max von Knobelsdorff, Zä., 21,2 Sek.
2. Wolfgang Drubba, Wi., 21,6 Sek.
3. Gerhard Langenbeck, St., 21,7 Sek.
- Gruppe B: 1. Hans Becker, Ust., 23,4 Sek.
2. Gerhard von Berg, Bu., 24,3 Sek.
- Gruppe C: 1. Günter Rosenberg, Ust., 26,4 Sek.
2. Hans-Thomas Budde, Wi.,

Kunstspringen.

- Gruppe A: 1. Karl-Heinrich von Behr-Regendank, Bu.
2. Luz von Brüning, Wi.
- Gruppe B: 1. Hans-Joachim Kothe, Wi.
2. Hans Becker, Ust.
3. Karl-Ernst Büchting, St.
4. Dietrich Hörning, Ba.
- Gruppe C: 1. Hans-Thomas Budde, Wi.
2. Wolfgang Ammann, Wi.
3. Horst Schander, Dr

Kopfwertsprung.

- Gruppe A: 1. Joachim von Oppen, Bu., 12,5 m
2. Dieter Sinz, St.
3.a) Peter Uvé-Lallemant, Zo.
3.b) Dieter Nömber, St.
- Gruppe B: 1. Ralf-Karlsfried Wendt, Zä.
2. Paul Lutterbeck, We.
3. Hennig Strube, Ba.

Die Urkunden zeichnete Walther Müller, Dr.; Peter Uvé-Lallemant, Zo.;
Dodo Frhr. zu Inn und Knipphausen, Bu.; Hellmuth Scherz, Ust.

Herr Peter Blasberg (Tenerife) hat uns in alter Anhänglichkeit wiederum
eine Preispende gemacht, wofür wir ihm an dieser Stelle auch herzlichsten
Dank sagen. Es wurde dafür ein neuer Preis für die Schwimstaffette ge-
kauft, da der bisherige nach dreimaligem Sieg dem Haus Staufen endgültig
zufiel.



Monatschronik



Am 5. Juni verstarb der 13 jährige Sohn des Herrn Studienrats Dr. Schneider nach monatelangem Leiden an den Folgen eines Unfalles beim Rodeln.

29. VI. Gedenkfeier für den Freiherrn vom Stein im Festsaal der Schule. Die Erinnerungsgrede hielt der Oberprimaner Karl Hoepfner, AStf.

1. VII. Beginn der großen Ferien. Schulanfang am Donnerstag, den 6. August. Rückkehr am Tage zuvor.



Mitteilungen



Am 5. Juni verschied Herr Rittergutsbesitzer Franz Brikel auf Boeck bei Stettin, Vater des Oberprimaners Klaus Brikel, Haus Dranien.

Soweit die Jahresbeiträge für die Dahlemer Blätter noch nicht gezahlt sind, bitten wir, ihre Liebertweisung nachholen zu wollen auf

Postcheckkonto

Berlin 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 5/6

11. Jahrg.

Aug./Sept. 1931

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Herbst.

Er war in diesem Jahr die Fortsetzung des kärglichen Sommers mit den Mitteln verminderter Temperatur. So war nicht viel los in den Monaten August und September — Notverordnungsstimmung in der Natur. Als die Koffer nach den großen Ferien ausgepackt wurden, trug sie jeder auf den Boden mit der Hoffnung, es stände noch etwas Spätsommerfestigkeit bevor, es kämen noch jene schönen Stunden, wo man am Badebecken in milder Sonne und blauer Luft die frühen Nachmittagsstunden verdammern kann. Aber auch auf diesem Gebiet gab es die allgemeinen schlechten Verhältnisse. Nur einige Unbedingte setzten bis in die letzten Tage ihren Eifer dafür ein, nach dem Kalender zu baden und nicht nach der Wassertemperatur. Im übrigen zog sich das Tätigkeitsbedürfnis auf Spielwiese und Tennisplatz zurück, und die Arbeitsstunde kam kaum in Gefahr, als harte, feindselige Trennung von der schönen Welt da draußen empfunden zu werden. Als in der letzten Zeit die ersten Blätter fielen, wunderte sich niemand mehr. Auf dem Tennisplatz werden sie jeden Tag vom Hause des Sportdienstes fortgesetzt, und jeden Tag sind es neue und mehr. Der Abschied vom Sommer geschieht ohne Wehmut, da niemand sich mehr besinnen kann, wann eigentlich Sommer war.

So sind wir diesmal in unserem Lebensstil frühzeitig Hausgeschöpfe geworden. Man rückt beieinander, man sammelt sich um Licht und Wärme, und die stille Welt des Geistigen wird Zuflucht und findet Geltung. Möge der dunkle Winter diesem Vorgange förderlich sein.

Die Reise ins Innere.

Von Kurt Heuser (Wettin 1919—1922).

Es ist nicht nötig, alle Fahrten und Gefahren Teronimos zu beschreiben, ehe er nach Malabella kam, aber einiges muß doch noch über seinen Weg gesagt werden, denn sonst bliebe doch manches unbegreiflich, was später geschah. War es Mut über die Menschen der Küste oder das Grauen vor ihnen, das ihn damals vorwärtsgetrieben und in weiten Marschen das Schwemmlandgebiet hatte queren lassen, ohne Aufenthalt an den Rasthäusern vorbei? Erst in lichtdurchzitterter Steppenweite fand er sich beruhigt. Das Gebrüll wandernder Löwen trug sich nachts an sein Zelt und das Feuer der Leute, Schakale klafften auf in ihrem Gefolg, die Frühe war kühl, und seine Kleider troffen von Tau, wenn er auf die Elen und Wasserböcke pirschte.

Wölflisch fiel ihn die Hitze des Mittags an, schwer lag ihm der Riemen des Gewehrs auf der Achsel, aber er gab die Waffe nicht mehr an den Begleitboy ab, seitdem er in der Frist des Herüberreichens ein paarmal das Wild verpaßt hatte. Mit Einbruch der Dunkelheit endete auch ihm der Tag; die Stunde, die das Fieber der Städte bis zum Rausch steigert, fand ihn ermüdet. Da lag er im Liegestuhl, träumte in die Sterne und philosophierte. Aber all die Verworrenheit menschlicher Gefühle löste sich ohne Mühe, letzte Entspannung war es, wenn er die Arme reckte, die Hände im Nacken zum Rissen gefaltet, und die weiße, durchsichtige Luft in sich einströmen ließ, die so körperlos und selig machte, daß nur noch das Bewußtsein seiner selbst und der Welt übrigblieben, zweier Dinge, die miteinander in Einklang zu bringen er nahe war.

Aber die Welt, das hieß: diese Tage, diese Nächte, diese Lichtflut, die wie eine gewaltige Ueberschwemmung über die Deiche des Horizonts brach, und hieß das Geheimnis, das hinter all dem stand, und die Zukunft, die er sich entgegenwachsen fühlte mit all ihren Freuden und Leiden. Ein neuer Tag, das war immer noch ein Tag der Schöpfung; wer sagt denn, daß mit den sieben der Urgeschichte alles zu Ende sei? Nein, nichts war sich selber überlassen, in jeder Pflanze war der Hauch, der auch in ihm war, und es gab tausend Arten, Millionen Formen, und nicht nur solche der Notwendigkeit. Und das Tierreich! Lebendigkeit der Herden, die er beschlich, um ihnen näher zu sein, und auch als Jäger, Löter, ja, aber das war kein Anlaß zu unfruchtbarem Nachsinnen über ein Handwerk, das er geschärften Sinnes über mußte; so war es geordnet, und so war es in Ordnung. Es war seine beste Zeit.

Tag dampfend die Beute vor ihm — er brauchte das Fleisch für sich und die Träger —, so wölkte bisweilen der Schatten eines tieferen Schuldgefühls über sein Tun. Aber er zählte es den Sentimentalitäten, das heißt den überflüssigen Gefühlen zu und durfte es in dem Wissen, daß er nur schoß, was er brauchte; und dann wurde ihm seltsam klar, daß diese Gefühle doch wahr und berechtigt seien und daß sie ihn nur heiliger an die Seele der Natur banden,

Wir entnehmen diese Schilderung dem gleichnamigen Buche des Verfassers mit freundlicher Genehmigung des Verlages S. Fischer, Berlin.

D. Red.

deren Wesen die große, fruchtbare Zivietracht der Geschöpfe ist. Wollte er leben als gerechter Sohn dieser Erde, so mußte er teilnehmen an diesem Kampf, Leid zufügen und Schmerz empfangen, nicht verzichten, nicht sich verkriechen in die Geborgenheit, das Bürgerliche. Schmerz, das gehörte mit dazu. Und darum kamen die gefährlicheren Züge. Stunden, Tage hinter den Büffeln her; nun war es doch nicht mehr um des Hungers willen allein. Ein anderer Hunger, eine andere Sucht trieben ihn an zur Verfolgung; und als der Leistikopf im Feuer zusammengebrochen war, hingewälzt wie ein Erdbeben, horchte er mit allen Sinnen und kehrte den langen Weg durch das hohe Gras zurück, ob nicht plötzlich die Herde listig und erzürnt ihn von der Flanke anfallen würde, wie es viele erfahren haben und wie er selbst es mit dem Nashorn erfuhr, das aus dem Dornbusch brach, gesenkten Horns, eine jähzornig gewordene untersekte Feldbahnlokomotive von großer und überraschender Wendigkeit und mit winzigen, aber blutdürstigen Schweinsaugen. Doch gerade dies verlockte, selber angenommen zu werden, sich in der Gewalt zu haben, dem Anstürmenden bis zur letzten Sekunde zu stehen und dann erst ihn sicher zu vernichten. Fast ärgerte ihn die Ueberlegenheit, welche ihm schließlich immer noch die Schußwaffe gab, und er hätte am liebsten mit dem Speer gekämpft, wenn nicht der Selbsterhaltungstrieb gewesen wäre; und es lief darauf hinaus, einem Unsaubaren näher zu sein, nicht der Gefahr, nicht dem Tier selbst so, wie ebendieser Kraft, die sonst immer schon andere vor uns gebändigt haben, eingesperrt, verdorben für unser Wildblut, das niedergestaute, eingeschleuste — es lief darauf hinaus, die Ferne zwischen der Welt und sich zu schmälern, den Schutzgraben zu überspringen, der uns abzäunt vom Eigentlichen.

So, jagend und Karten zeichnend, zog er weiter, immer mehr hinein in die glühenden Kammern des Märchens, und schon war er dem Rande verfallen wie nur je einer. Keine Hochmut mehr oder Verachtung gegen die Heimat, einfach vergessen war sie, und sollte sie einmal wieder entdeckt werden, so müßte es durch eine Abenteuerfahrt sein, die dieser hier wert wäre.

Nächte, verbracht an der Tränke, im Anstand gegen den Wind; wie die ängstlich umwitternden Antilopen dem Undunkel der Mondnacht enttauchten auf feinen, zärtlich zu liebenden Gliedern, immer leicht eingespannt das Sprunggelenk, um im Falle der erlauschten Gefahr fortzufedern in einem stählern schnellenden Sprung über die Dornhürde; phantastisch die Zebras, wie sie den gestreiften Nacken durstig niederbeugten in den nächtlichen Brunnen; Kappantilopen, hoch wie Kasse, mit herrlich gedrechseltem Gehörn; rührend häßliche Onus mit Höcker und filzig grauer Mähne, groteske Schatten und so plumpe; behend aus den niederhängenden Zweigen der Akazie niederturmende Affen und ihre Flucht und ihr warnendes Geschrei, — und da war, den Wächtern gehorchend, alles davongestürmt, die Huser und die Warzenschweine, und langsam, feierlich fast, trat der Löwe auf den Plan, und noch einer, die Löwin, und die Zungen. Das Wasser klatschte unter ihren Zungen; es war ganz ruhig, nein, ein leises, zärtliches Fauchen. Ein anderer stöhnte in der Ferne, jedoch er blieb ohne Antwort.

Das Büchrohr hob sich und sank. Warum die Unberührtheit der Stunde zerreißen? Das Atemanhalten genügte, dies Stillhalten vor einem Bilde, dies Gefühl, Tier unter Tieren zu sein, aber das stärkste und listigste von allen. Macht haben über Tod und Leben und sie doch nicht üben, ist erregender als alles, das Herz ist heiß; selbst hingehen und sich tränken am kühlen Brunnen der Wildnis, spüren, daß man da ist, daß man lebt; und gestillt fortziehen ins Revier, wie jene, nachdem sie sich sattgetrunken haben.

Nicht überall war es gut, die Löwen zu schonen. Aehnlich wie um Malabella, so war auch im Gau Selesmana, wie ihn die Leute nannten, das Raubzeug für die Eingeborenen eine schreckliche Geißel. Wer hätte sich die Blutpreise verdienen sollen, welche die Regierung auf Klage und Vernehen hin ausgesetzt hatte? Die Bevölkerung dieses Strichs war nicht gewandt mit dem Speer und ängstlich. Weiße kamen selten her, und sie mochten sich auch fagen, daß sie auf der Durchreise wenig ändern konnten, denn nur eine systematische Verfolgung der Räuber hätte das Land von der Plage zu befreien vermocht. Auch glaubten sie wohl, wie auch zuerst Seronimo, nicht, daß es so schlimm sei, und hielten für übertrieben, was ihnen erzählt wurde: daß sich die Löwen lautlos im hohen Grase anschlichen und den Mann auf seinem Pfad wie ein Vieh rissen, daß sie gar bis zum Morgen vor den Hütten kauerten und den ersten wegschleppten, der morgens die verrammelte Tür öffnete, ja, daß das mörderische Gesindel auch durch die Wände eingebrochen war. Nicht einmal die Feuer des Nachts gaben Sicherheit. Aus der Finsternis ein schrecklicher Sprung, kaum konnte das Opfer schreien, zwischen Schulter und Hals traf ihn die Pranke, und der Unglückliche war verschwunden aus dem Kreis der Gefährten. Von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft wirbelte die Trommel Warnung und Unheilbotschaft. Ganze Sippen wanderten aus. Die Nacht erschauerte vor der grollenden Stimme des Herrschers. — Der Sergeant, der die Steuern der Landschaft für die Kompanie einzutreiben hatte, war ein Mischling, der erzählte es; war es nicht nur die Dämonenfurcht ererbten Negerblutes, die in ihm gewitterte? Aber als der Reisende das Entsetzen in den Augen der Neger sah, Weigerungen erleben mußte, den kurzen Weg bis zum Wasserloch zu gehen, morgens Verstörte erschienen, die ihn um Hilfe baten, da fing er endlich an zu glauben.

Das Lager wurde vor den Palisaden der Boma aufgeschlagen, ein Halbkreis von Feuern loderte herum. Wenn sie also auch nicht schützten, so dämmten sie doch die Finsternis zurück, und die Neger, die so schnell vergessen können wie kaum ein anderes Volk, tanzten schon wieder ihre abendlichen Tänze hinter dieser flammenden Mauer. Sie stellten sich selber dar, ihre Furcht, und mit Schweiß und klingenden Schellen behangen und mit geduckten, weichen Schritten war einer der tierische Feind, seine Zähne bligten, während sich die anderen niederbogen, von allen Schauern angeweht. Aber einer fand sich zur Gebärde des Bogenspanners, Speere griffen die anderen, ihr Mut richtete sich auf in wilden Tanzsprüngen, keiner blieb aus der Reihe, und so lebten sie wenigstens in ihrer Phantasie den Triumph. Sie hatten alle miteinander den gleichen Traum, den

gleichen Schwung, die gleiche Sucht, sie, die sonst kaum in einer geraden Reihe aufzustellen waren, sie, die sonst kein Für- und Miteinander, kein Gemeinwesen irgendeiner Art kannten, es sei denn die Gemeinschaft im Erleiden.

Die Luft war erschüttert von Geschrei und Pauken. Mitten hinein fuhr ein gewaltiger Schrei, hochklagende Angst, Untergang einer Seele und dieses Festes. Seronimo und der Sergeant sprangen auf von ihren Petroleumkisten, laufend in die bebende Stille hineingekrümmt, die nun entstanden war. Es war nichts zu sehen als die Flammen und auseinanderspritzende Menschen. „Gewehr!“ riefen sie heiser und rasten dem Orte zu, Qualm in der Nase. — „Hier, hier“, schrien einige Leute, „hier war es!“ Sie rissen die Tackeln aus dem Scheiterhaufen, sie stürmten in die Finsternis, Beherzte folgten, ein irrer Schwarm blieb zurück. Spüren, wo? Sagt ihm die Beute ab! Vielleicht zuckt noch das Fleisch unter den Lagen, eben war es, soeben, in dieser selben Minute, vielleicht ist es noch nicht zu spät. Blut! Da und da, leuchtet her, zum Teufel! Verwünscht, warum ist der Mond noch nicht aufgegangen? Sagt, spießt ihn auf, den gefräßigen Dämon, da im Lehm seine Fährte! Durch das Flußbett, verliert sie nicht. Drüben Schilf, dichtes Ufergehölz, blind warfen sie sich in das tausendarmige, rauhe, atmende, der Himmel schien über ihrem Scheitel zu flirren von Messern, Hausicheln, die wütend Gassen schlugen in das unheimliche Gestrüpp. Hautfetzen, Blut und eine Bahn wiesen den Weg des Verschleiften. Der Feind mußte ganz nah sein.

Sie kreisten den Busch ein, stießen Brände in seine Lefzen, und nun, be-räuscht von ihrer Vielzahl und von ihrem Geschrei, kannten sie keine Furcht mehr. Da brach ein Laut aus dem Hag, gar nicht großmächtig, aber so voller Wut, daß Seronimo den heißen Odem aus dem Rachen des Untiers zu spüren vermeinte; gleichzeitig erschollen Rufe: „Zurück!“, das Feuer lief hastig an den trocknen Nestern entlang, ein Netz sprühender Zündschnuren webend. Die Verfolger wichen ins Freie zurück, johlten sich Botschaften zu und erwarteten den Satz der Bestie; aber noch keiner hatte sie überhaupt zu Gesicht bekommen. Der Europäer kniete im Anschlag gegen das Ungevißte hin. Es wurde heller und immer heller, das Versteck war Scheiterhaufen und Fanal zugleich. Mein Gott, wie lange wird es denn noch dauern? Nun! Ueberdeutlich im Flammraum, turmgleich und kerzengerade stand der bedrängte Leib, mit breiter Brust und tänzerschlanken Flanken, als wolle er die Flucht ins Gewölb der Sterne erzwingen; unmöglich, diese Kraft der Schenkel. Die Beute hatte er gelassen, aufbrüllend warf er sich heraus aus der schmerzenden Glut, und in drei Sätzen war er an der Peripherie; weh, er entkam; Seronimo spürte, wie sein Finger den Hahn abzog; aber er wußte nichts davon; er spürte auch den Stoß an der Schulter; sah ein Hochwollen und Unterliegen; roch einen Geruch von ver-sengten Haaren.

Die schwarzen Männer stimmten ein Freudengeheul an, an den Leib des geschlagenen Bruders und Genossen, der im brennenden Busch verloren war, dachten sie nicht mehr. Sie umtanzten den Kadaver des Löwen, dessen Muskeln sie streckten, als der Jäger hinzutrat, und merkwürdig schnell in Erstarrung

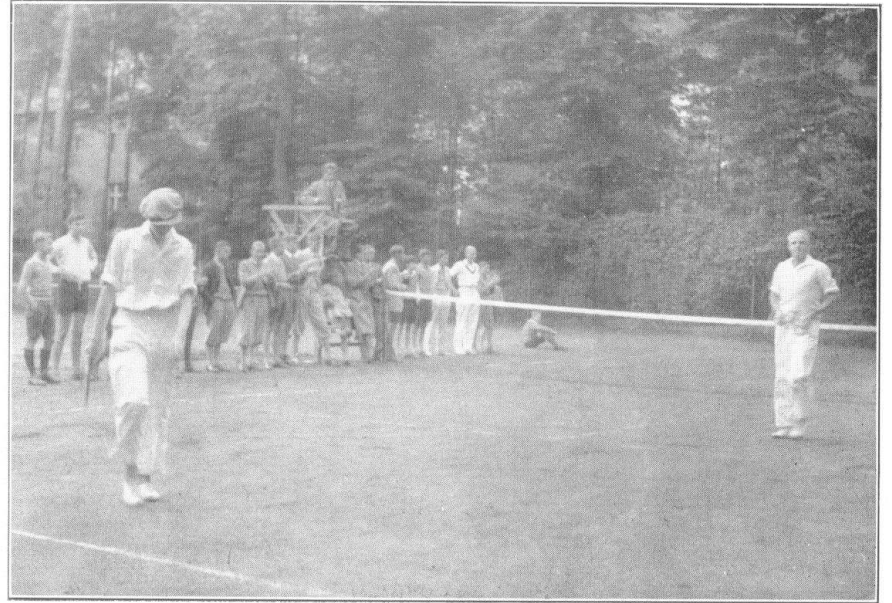
übergangen. Jeronimo, aus einer äußersten Spannung aller Nerven plötzlich losgelassen, fand keinen Widerstand mehr gegen die übermächtige Nacht; seine Glieder zitterten; eine eisige Kühle wehte ihn an; ihn fror. Es hatte sich wirklich ein Wind aufgemacht, wie an einer Tunnelwand strömte er entlang. Alle waren mit dem toten Dämon beschäftigt, der jetzt nur noch eine tote Kage war, und sie wollten ihm rachelustig die Speere in den Leib bohren und ihn in Stücke zerreißen. Der Sergeant verhinderte es mit Mühe. Niemand achtete auf Wind; der Wind war ein Blasebalg. Er fachte die Flammen an, prasselte im Busch, streute Funken und warf Feuerschlangen weit ins Leere, die sich ins dürre Gras bissen. Eine rote Walze rollte nach Süden, von ihnen fort, ins Land hinein. Mit glühenden Kiefern begann das Flammenmaul die Steppe zu fressen. Aufgeschlitzt von Dolchen war der Bauch der Nacht; flüssiges Magma schien der ungeheuren Wunde zu entströmen. In zwei Hälften schien der Himmel gespalten, ein Keil ins All getrieben, das in eine Lichtnis und eine Finsternis zu zerpringen drohte.

Ueber die Geschöpfe, die im Graße westen, kam Todesnot. Larven und Würmer, das war ein schnelles Sterben; ein Hauch traf sie in ihrer Blindheit, und sie fühlten sich nicht mehr. Metallne Wespen schwirrten aus den Erdlöchern auf, Zikaden verstummten, Heuschrecken taumelten auf und verirren sich mitten in die Glut hinein; ihr Trieb warnte sie nicht, sondern verriet sie. Die roten Webervögel umflatterten ihre Nester, die sie zwischen den Rispen gebaut hatten, und wollten sie nicht preisgeben. Perlhühner stoben schreiend vor dem Winde her, komisch auch in ihrer Verzweiflung, in wilder Flucht setzten die Antilopen davon, wahnsinnigen Auges, Herden trappelten in einer Wolke. Und die Kleinen, Wurzelratte und Zibetkage, Stachelschweine und schwerfällige Schuppentiere, Schneumons und Mangusten, Leguane und Eidechsen, alle jagten sie hin und her auf der unduldsamen Erde, suchten aus ihren Schlupfwinkeln zu entkommen. Rauch überwölkte ihr planloses Rennen, in Qualen wanden sich die getigerten Buffottern, zischten die Nattern unter den Halmen dahin, die von roter Sichel gemäht in Garben dahinsanken.

Lachend ritt der Wind darüber her, übertollte die Stunde des Gerichts, sichtbar geworden in wabernden Säulen, Qualmstrudeln, mit dem Opferrauch von Hekatomben die Götter Afrikas zu betäuben. Aber Opfer sind immer Betrug.

Tennis-Wettkämpfe.

Physikalisch angesehen ist es bloß eine Angelegenheit zwischen einem Schläger und einem Ball, die mit Bezug auf ein künstlich errichtetes Hindernis und einige weiße Linien vor sich geht. Doch da diese Angelegenheit von Menschen hervorgerufen wird und zwischen Menschen sich abspielt, liegt mehr in ihr als nur Physik, auch mehr als vitale Befriedigung an Spieltrieb und Bewegungsdrang. Das weite Register der Qualitäten des Willens, der Auf-



Endrunde im Doppel



Preisverteilung

merksamkeit, des Kampfmutes, der Geistesgegenwart und der Selbstbeherrschung entfaltet sich um die Behandlung der beiden Instrumente Schläger und Ball. Sie erziehen, indem man sie zu handhaben sucht. Noch der Tertianer spricht wohl beim Mißlingen die Bälle schuldig, jagt sie wütend gegen das Drahtgitter und mißhandelt zur Strafe seinen Schläger. Doch das reifere Alter weiß, daß die Bälle genau so gut gehen, wie sie gespielt werden, daß niemand anzuklagen ist, es sei denn, der Spieler selbst. Darum liegt mehr Lebensernst in dem Spiel, als die weißen Tennishosen vermuten lassen. Das zeigen auch die Mienen der Zuschauer, wenn die Wettkämpfe ausgetragen werden. Denn hier gilt jeder das, was er kann, und nicht das, was er vorgibt zu sein.

B. W.

Ergebnisse des Tennissettkampfes 1931.

Gruppe A (Oberstufe)

Fortgeschrittene.

Einzelspiel:

1. Sieger: Jürgen von Borcke (Burgund)
2. Sieger: Horst Gérard (Wettin)
3. Sieger: Karl-Heinrich Graf von Rittberg (Wettin)
3. Sieger: Adolf Langenheim (Wittelsbach)

Doppelspiel:

1. Sieger: Karl-Heinrich Graf von Rittberg (Wettin)
Eicke Middeldorf (Zähringen)
2. Sieger: Jürgen von Borcke (Burgund)
Joachim von Oppen (Burgund)
3. Sieger: Hans Hellmut Liedtke (Wettin)
Horst Gérard (Wettin)
3. Sieger: Adolf Langenheim (Wittelsbach)
Helmut Scherz (Iskanien)

Anfänger.

Einzelspiel:

1. Sieger: Richard Kleffel (Zähringen)
2. Sieger: Ernst-Alchim Nember (Staufen)
3. Sieger: Walter Sapha (Zähringen)
3. Sieger: Konstantin Graf Bedliß-Trübschler (Wettin)

Doppelspiel:

1. Sieger: Joachim von Berg (Burgund)
Georg-Dietloff von Arnim (Burgund)
2. Sieger: Hans Becker (Iskanien)
Heinrich Woth (Iskanien)
3. Sieger: Ernst von Kardorff (Burgund)
Karl-Wilhelm von Kleist (Burgund)
3. Sieger: Sven von Miklaff (Zähringen)
Richard Kleffel (Zähringen)

Gruppe B (Mittelfstufe)

Einzelspiel:

1. Sieger: Rolf Droste (Babenberg)
2. Sieger: Eberhard Wachsmuth (Staufen)
3. Sieger: Ralf Wendt (Zähringen)

Doppelspiel:

1. Sieger: Joachim Kothe (Wittelsbach)
Ralf Wendt (Zähringen)



Schulchronik



Unser Dahlemer Pfarrer Oberkonsistorialrat D. Theodor Lang starb am 15. August auf einer Erholungsreise an den Folgen eines unglücklichen Sturzes. Vor zwei Jahren war er seinem Freunde Eger, dem derzeitigen General-superintendenten in Magdeburg, im Pfarramte unserer Gemeinde gefolgt, von allen verehrt in seiner schlichten, treuen, männlich-deutschen Art. So werden wir — vor allem seine Konfirmanden — ihn nicht vergessen.

Herbstferien: Mittwoch, 30. September bis Dienstag, 13. Oktober. Reisetag ist Montag, 12. Oktober.



Die alten Kameraden



Den alten Freunden und Kameraden wird es lieb sein, zu erfahren, daß Kurt Heuser (Wettin 1919—1922) einen Roman „Die Reise ins Innere“ geschrieben hat, der von seinen Erlebnissen in Afrika berichtet. Die Dichtung ist bei S. Fischer erschienen und hat in allen Lagern die größte Anerkennung gefunden. Diese Nummer bringt einen Abschnitt daraus.

Christian Freiherr von Bülow (Wettin 1923—27) hat in Göttingen die erste juristische Staatsprüfung bestanden.

Dr. iur. Ernst Dietrich Lehfeldt, Dresden A 24, Hohe Straße 9, z. B. Potowodowo p. Wolstyn Polen (Oranien 1916—1921) zeigt seine Verlobung mit Fräulein Walburg von Schönberg an.

Ernst von Blumenstein, Duisburg, Düsseldorfer Straße 88 (Burgund 1918—1922) zeigt die Geburt eines Sohnes an.

Walter Titus-Erbius (Oranien 1910—1912) hat sich verlobt mit Fräulein Paula Gähle.

Hatto von Hafe (Burgund 1923—1927) hat in Göttingen die erste juristische Staatsprüfung bestanden.

Karl von Lefort (Babenberg 1921—1927) hat in Kiel die erste juristische Staatsprüfung bestanden.



Als Handschrift gedruckt.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Aufschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Blätter fallen.

Die Birken in unserem Vorgarten beginnen. Einzelne Vorboten liegen Anfang September morgens frisch auf den Steigen, wenn die Zungenfüße darüber zur Schule eilen. Tag und Nacht segeln und schaukeln weitere zu ihnen hinunter, wo sie lautlos anlangen, wie im stummen Gehorsam dem Befehl des Bergens getreu. Bis dann der Herbststurm entscheidend die Kronen räumt. Nun flüstert und rauscht es nicht mehr leise in die Fenster, wenn ein Lufthauch mit den hängenden Zweigen spielt. Führt aber ein Windstoß dahin, huschen die Blätter am Boden auf mit raschelndem Geräusch und treiben in wirren Wirbeln verstäubt umher. Eines Tages fahren Harken und Besen über sie, sammeln sie ein, schütten sie auf hinten zwischen den Kiefern zu einem still gewordenen Hügel.

Die stolze Reihe der Platanen und Ahorne an den Hauptwegen widersteht bis in den November. Ihre Blätter treiben nicht als ein Massengeschehen herunter, sondern folgen einzeln, als hätten sie Anrecht auf ein individuelles Schicksal. Sie fallen bedächtig, mit Würde, gradlinig gleiten sie hinab. Ihr Ankommen unten tönt in die Stille hinein, als träte geheimnisvoll die Zeit selbst aus ihrem Schweigen heraus, ihren Ablauf dunkel standierend. Schließlich liegen sie in Fülle auf der Erde versammelt, jeden Schritt begleiten sie raschelnd. Auch sie faßt die menschliche Ordnung, türmt mit ihnen jenen Hügel noch höher.

War aber die Nacht kühl, und der Morgen ist sonnig und klar, dampft es aus dem Hügel. Um sein Haupt steht es wie stiller Rauch, als stiege Brandopfer auf, als wäre hier ein Altar geworden, den ewigen Mächten des Lebens zu frommem Dienst.

B. W.

Wobon er niemals sprach. *)

Herr Generalst. a. D. Freiherr von Watter übersandte der Schule die Nr. 7, Jahrgang 5, der Zeitschrift „Die Deutsche Feldartillerie“ und machte aufmerksam auf einen Beitrag von ihm, den wir hiermit im Wortlaut wiedergeben:

Die 1. Batterie F.A.R. 201, Oberlt. der Ref. Schulz, rettet am 4. 11. 18 bei Landrecies ihre Geschütze durch kilometerweises Zurückschieben durch die Bedienung auf feuerbelegtem Weg.

Das F.A.R. 201 (Heeresartillerie) wurde im Spätsommer 1918 nach Abgabe der Pferde, um rascher verschoben werden zu können, provisorisch auf Kraftwagen gesetzt.

Es handelte sich bei ihm also nicht um motorisierte Artillerie, sondern nur um vorübergehenden Pferdeersatz durch unzureichende Kraftwagenstaffeln.

Am 4. November kämpften I. und II. Abteilung mit der 2. Radfahrbrigade im Verband der 54. I.D. vom frühen Morgen an mit äußerster Kraft in der Abwehr eines auf Landrecies angelegten Massenangriffs der Engländer. Landrecies wird umfaßt und von den Engländern genommen. Eigene Infanterie flutet zwischen und durch die Batterien zurück, gegen Mittag sind nur noch vereinzelt Infanteriepatrouillen vor den Batterien. Sie kämpfen weiter, bis gegen 4 Uhr nachmittags der Befehl zur Räumung der Stellung und zum Rückzuge in Richtung Maroilles erfolgt.

Pferde oder Kraftwagenstaffeln sind seit vormittag angefordert. Vergebens. Nur kleine und vorübergehende Aushilfe durch Gespanne in der Nähe stehender Batterien des F.A.R. 108 kann erfolgen. Munition kommt nicht vor, die letzte Granate wird verfeuert. Die Geschütze müssen zum Teil gesprengt und zurückgelassen werden. 19 Geschütze gingen so, wenn auch ruhmvoll, verloren.

Nur 2 Geschütze der 2. Batterie konnten durch Mannschaften der 2. und 3. Batterie geborgen werden, außerdem die ganze 1. Batterie.

Diese Batterie stand nach den Aufzeichnungen der I. Abteilung und des Regiments seit dem frühen Morgen wie die anderen Batterien in starkem Abwehrfeuer gegen die englischen Angriffe und hatte durch englisches Artilleriefeuer und niedrig gehende Flieger dauernde Verluste. Sie hielt durch, auch als gegen Mittag sich zeigte, daß außer einer schwachen Patrouille sich keine eigene Infanterie mehr vor ihrer Front befand.

Sie sicherte sich selbst durch eigene Patrouillen, stellte dauernd die Verbindung zur Gruppe und Nachbatterien her und organisierte mit äußerster Energie, nachdem die Beobachtungsstelle zerstört war, wieder mit Baumbewachung eine neue. Abwehr- und Störungsfeuer auf Landrecies wurde in Pausen durchgeführt, ebenso überfallartiger Gasbeschuß des nächstliegenden Teils von Landrecies.

*) Für alle alten Dahlemer, die unsern „Onkel Su“ kennen, wird es nicht schwer sein, ihrem Bilde von seiner Person diesen Zug verstehend hinzuzufügen. Die Red.

Die Munition ging zur Neige, nur noch eine kleine Reserve zur Nahverteidigung blieb übrig, Munitionsersatz trotz aller Bemühungen nicht möglich. Die Lage wird immer kritischer, die Batterie bereitete sich aufs Äußerste vor.

Als nach 4 Uhr nachmittags Befehl zur Räumung der Stellung eingeht, werden die Geschütze aus dem Rest der Deckungen herausgezogen und sind gegen 6 Uhr abends auf den Weg Preseau—Maroilles geschoben, wo Gespanne oder Kraftwagen erwartet werden. Bei Nachbatterien erfolgt schon teilweise Sprengung der Geschütze.

Der Ruf eines erregt zurückflüchtenden Infanteristen „der Tommy kommt hinter mir“, will Panikstimmung in überanstrengten Bedienungsresten aufkommen lassen, der aber der willensstarke Batterieführer schnell Herr wird.

Er erreicht auch, teils mit vorgehaltenem Revolver, daß trotz Artilleriebeschuß des einzigen zum Zurückbringen der Geschütze zur Verfügung stehenden Weges und trotz dauernder Belästigung durch niedrig gehende Flugzeuge, die mit Kettenbomben werfen, unter äußerster Kraftanstrengung alle vier Geschütze die 4 km betragende Strecke bis Maroilles zurückgeschleppt werden.

Die Sicherung gegen den Feind übernimmt der vom Batterieführer dazu eingesetzte Maschinengewehrtrupp der Batterie, der den Geschützen sprungweise folgt.

10 Uhr abends haben alle vier Geschütze Maroilles erreicht, wo sie gesichert gegen das auf dem Dorf liegende feindliche Artilleriefeuer aufgestellt werden konnten, die letzten Mannschaftsverluste treten dabei noch ein. In der Nacht werden die Geschütze durch Kraftzug abgeholt.

Die Batterie ist gerettet!

Verluste an dem Tage in der Batterie: 5 Tote, 9 Verwundete, 2 Vermißte. Der damalige Abteilungscommandeur und Untergruppenführer, Hauptm. Hoefler (jetzt Oberstlt. a. D.), urteilt über das Verhalten seiner 1. Batterie:

„... Wenn es trotzdem einem Batterieführer gelungen ist, die gesamte Geschütz-Gefechtskraft seiner Batterie dadurch zu erhalten, daß er die Geschütze durch die eigenen Bedienungsmannschaften unter den schwierigsten Verhältnissen nach dem 4 km rückwärts liegenden Maroilles schaffen ließ, wo sie gegen 10 Uhr abends eintrafen, so ist das eine Leistung, die wohl würdig ist, in die Reihe der hervorragenden Waffentaten der Feldartillerie aufgenommen zu werden.“

Mit der Pistole in der Hand hat der Führer dieser Batterie, der damalige Oberlt. d. R. Schulz, jetzt Studienrat am Arndt-Gymnasium in Berlin-Dahlem, einer drohenden Panik durch sein vorbildliches persönliches Verhalten, seine Kaltblütigkeit und seine Umsicht vorgebeugt und seinen Willen durchgesetzt.

Er hat durch sein Verhalten erneut den Beweis erbracht, daß die Persönlichkeit des Führers im Gefecht alles macht, daß sie auch in den gefährlichsten und schwierigsten Gefechtsmomenten Aufgaben zu lösen vermag, die zunächst unlösbar scheinen.“

Höchste Ehre gebührt dem heldenhaften Batterieführer und der sich seinem Beispiel unterordnenden Bedienung.

Vortrag von Hermann Köhl.

Am 21. Oktober hielt Herr Hermann Köhl in unserer Schule einen Vortrag über seinen weltbekannten Amerikaflug, den er damals mit dem Freiherrn von Hünefeld von Irland aus unternommen hatte. Der Vortrag war eine Veranstaltung unserer Schulortsguppe des Vereins für das Deutschtum im Ausland.

So weit Raum zum Sitzen und Stehen in dem großen Festsaal vorhanden war, war er gefüllt von Schülern, Eltern und fremden Besuchern. Der Zauber seines Namens, die geheimnisvoll anziehende Wirkung, die der Mensch der kühnen Tat ausübt, hatte sie alle herbeigelockt. So war Hermann Köhl als Sprecher in der glücklichen Lage, seine Worte hineinströmen lassen zu können in die gläubig-erwartungsvolle Aufgeschlossenheit seiner Zuhörer, oder besser gesagt seiner Gemeinde. Denn was die Besucher in jenem Raum vorübergehend zur Gemeinde verband, das war das gleiche Verlangen in jedem, teilnehmen zu können an jener Wunderleistung des Mutes, des Willens und des Glückes durch das Selbstbekenntnis dessen, der als Mitschöpfer jener Leistung allein die letzte Autorität besaß, davon sprechen zu dürfen. Nur er und nicht irgend ein Nachdichter konnte so nahe an die Tat heranzuführen, daß die Magie ihres Wagnisses wieder lebendig wurde und nicht bloß ein Sensationsbedürfnis auf seine Kosten kam. Hierzu gehörte als Voraussetzung allerdings die Gabe, daß Hermann Köhl wirklich ein Sprecher war, der das Ereignis in Worten freiströmend gestalten konnte, wie man etwa ein Märchen erzählt.

Losgelöst vom Rednerpult stand da ein untersehter, breitschultriger Mann in den besten Mannesjahren. Aus Wort und Haltung klang die trutzige Sicherheit dessen, den Furcht und Zagen nicht leicht bedrängen können. Seine Stimme hatte für die massive Gestalt eine unerwartet hohe Tonlage und war nicht ohne weiteres gewinnend. Ein Dialekteinschlag der schwäbischen Heimat dämpfte den energischen, bestimmten Sprechrhythmus.

Schon nach einigen Sätzen war es gewiß, daß niemand an diesem Abend jene geheime Enttäuschung zu erleben brauchte, wo der unmittelbare Eindruck von der Person zurückbleibt hinter dem, den sich die Phantasie im Voraus von ihr gesponnen. Hermann Köhl kann nicht nur begeistert fliegen, er vermag auch hinreißend zu sprechen. Und dies nicht im Sinne einer gepflegten Artistik mit kunstvollen Perioden, gewählten Beiworten, kühnen Bildern, die mit berechnender Suggestion geschieht auf Massentwirkung hinzielen. Seine Sprechweise war volkstümlich in edelster Bedeutung, geboren aus Sachlichkeit, Ursprünglichkeit und herzhafter Derbheit, begabt mit kräftigem Temperament und glücklichem Einklang von erforderlichem und gefundenem Wort. Indem er so scheinbar mühelos von seinem bedeutungsvollsten Lebensereignis erzählte, wirkte er wie eine Bestätigung der Regel der alten Rhetoren: rem tene, verba sequentur. Scherz und fecker Hieb, Ernst und ehrfürchtige Nachdenklichkeit modulierten den Charakter der Stimmungslage zu fließendem Wechsel, wie das Leben selbst ist. Hier sprach keiner, den der Erfolg überheblich gemacht, sondern der auch im Glück nicht

vergaß, wie nahe der Saum übermenschlicher Gewalten an seinem und seiner Kameraden Leben vorbeigezogen war, weil jede menschliche Tat ein Schritt ins Dunkle ist, und je kühner die Tat, je verhängnisreicher die Dunkelheit. Seine anschauliche Phantasie vermochte Einzelszenen des Fluges in packenden Bildern erstehen zu lassen, denn immer war es ein Griff ins volle Menschenleben. Er nahm die Zuhörer mit hinein in die Aufregungen und Peinlichkeiten des angekündigten, wieder abgesetzten und ungewiß verschobenen Startes. Er ließ sie teilhaben an dem haarsträubenden Wagnis des endlich geglückten Aufstiegs, dem eine groteske Mischung von plötzlichen Gefahren und gnädigen Zufällen doch noch geschehen ließ. Man verspürte mit den drei Inzassen das leise Grauen in der grenzenlosen Einsamkeit, als ihre Augen nichts mehr sahen als Himmel und Ozean, deren Weite im Schatten der Nacht ins Unendliche wuchs. Dann jene schreckliche Flucht vor dem Untergange in stockdunklem Untwetter vor Neufundland, wo sie dahinstrasteten dicht über den tobenden Wellen des Meeres, um wenigstens noch eine Orientierung zu behalten. Bis dann schließlich im neuen Tag das so heiß ersehnte Land erscheint. Aber was für ein Land! Kein Mensch, kein Haus. Aller Rausch des Glückgefühls schwindet schnell, als der Flug stundenlang über verschneite, vereiste Einöden arktischen Charakters dahingeht. Wo war man, wie lange reichten die Vorräte noch? Sollte man dem Ozean entronnen sein und nun von dem Festlande noch in den Tod geschickt werden, von eben dem Festlande, dessen Erreichung doch gerade als herrlichstes Lebensziel vorgeschwebt hatte!

Doch genug. Hermann Köhl sprach fast zwei Stunden und war dabei am Schluß frisch wie am Anfang, doch ließ sich Letzteres ebenso auch von der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer sagen. Jubel erfüllte den Saal, Jugend stand berauscht im Bann einer kraft- und glückvollen Natur und gab sich ihrer Verehrung hin. Sag für tüchtige Knabenherzen um sie nicht ein Glorienschein des Helden?

Dabei war er nicht einmal unnahbar. Als es ruchbar wurde, daß er sogar Autogramme gab, wälzte sich eine Jugendwoge gegen ihn, was er geduldig ertrug. Er war sogar so freigibig mit sich selbst, daß er seinem Vortrag nach der Pause noch eine einstündige Ausführung mit Lichtbildern über moderne Flugprobleme hinzufügte, womit er fast des Guten zu viel tat.

Man könnte in unserer Zeit wohl manchmal versucht sein sich zu fragen, ob dem Menschen mit der Entwicklung zur Sprache nicht ein verhängnisvolles Geschenk gewährt worden ist. Man findet so viel Mißbrauch und so wenig guten Sinn in dem, was aus dem menschlichen Munde kommt. Aber dies war ein Abend, wo man sich ungetrübt freuen konnte über das Königsrecht des Menschen, sprechen zu dürfen.

Habe Dank, Hermann Köhl.

B. W.

Zum erstenmal im Flugzeug.

Von * * *

Der erste Weg zur Benutzung eines Flugzeuges führt durch lange Vorverhandlungen. Und man verdankt es schon einer besonders günstigen Stunde, wenn man hierzu vom Vater die Erlaubnis hat. Wobei es geschehen kann, daß sie noch unter Vorbehalt gegeben wird, weil die Zustimmung der höheren Instanz, das ist in diesem Falle die Mutter, durchaus noch nicht sicher ist.

So geht man denn mit einigem Stolz auf den Flugplatz, erfreut, daß man es doch endlich erreicht hat, gespannt auf die Eindrücke, die kommen sollen, und ein wenig geschwollen, wie neuzeitlich man ist. Aber auch etwas Unsicherheit ist dabei, denn die Luft hat noch weniger Balken als das Wasser, und man kann nicht wissen. Natürlich läßt man sich so etwas nicht merken, auch dies nicht, daß man ein völliger Neuling ist. Man tritt vielmehr betont sicher auf, fragt mit fester Stimme, bemüht sich, die Situation unauffällig zu erfassen. Wer stark in der Mathematik ist, kann sich im besonderen noch an dem Sicherheitskoeffizienten festhalten, das ist jene statistisch errechnete Zahl, die darlegt, wie gering die Wahrscheinlichkeit ist, daß ein Flugunfall passieren kann. Während man so langsam durch das Zerimoniell der Fahrtabwicklung hindurchgeschoben wird, die Treppe zur Kabine hinaufsteigt, seinen Platz findet, die Mitreisenden etwas befangen betrachtet, kommt der Augenblick, wo die Türen geschlossen werden, die Motoren anspringen und die laufende Bewegung des Flugzeugs beginnt. Hiermit wären wir nun am Anfang der eigentlichen Eindrücke.

Hierüber zu berichten, verlangt eine Auswahl. Man kann es nach ästhetischem Gesichtspunkt tun, von dem neuen Reiz der Vogelperspektive sprechen mit ihrem eigenartigen Bilderwechsel. Auch von der Seite der Erhabenheit läßt sich das Ganze betrachten, bezogen auf den Grundton: Jedermann sein eigener Skaros, wie herrlich weit haben wir es gebracht. Aber ich finde, beim ersten Flug schweiften die Gedanken nicht so weit, sind noch nicht so unbeschwert von Raum und Umstand. Die Idee des Fliegens geht einem noch nicht auf, weil man etwas reichlich noch mit sich selbst zu tun hat. Die Gedanken werden still, die Augen wandern aus der Ferne in die kleine Kabine zurück, Haltepunkt suchend. Wenn das geschieht, ist man auf dem Wege, einem Erlebnis zuzufiegen, das zwar nicht Grandioses an sich hat, aber leider trotzdem sehr real ist. Ich will es nicht beschreiben, nur seine psychologische Voraussetzung untersuchen. Die Frage lautet ganz prosaisch: „Wie entsteht die Luftkrankheit?“

Im Luftraum gibt es die sogenannten Luftlöcher oder Lufttaschen. Sobald das Flugzeug auf so ein Luftloch stößt, fällt es schnell um einige Meter, es steigt auch ebenso plötzlich wieder, wenn die Stelle durchflogen ist. Dieses Steigen und Fallen hält der Fahrgast für die Ursache der Luftkrankheit, aber das ist nach meiner Theorie falsch. Der wirkliche Grund der Luftkrankheit das sind die gelben Tüten, die neben jedem Sessel zu drei bis vier Exemplaren

aus einer Seitentasche hämisch herauslugen. Auf diesen Tüten steht: „Für Luftfranke.“ Ich sage nun, wenn diese Tüten nicht wären, gäbe es kaum Luftfranke. Das geht so vor sich.

Die etwas unruhigen Augen fixieren plötzlich die Schrift an den Tüten. „Die vorsorgliche Direktion, die es wissen muß, rechnet also damit, daß ich luftkrank werde“, sagt sich der etwas erschrockene Gast noch mit leidlicher Klarheit. Doch sonderbar, er kommt von diesen Buchstaben nicht mehr los, sie beherrschen das Auge, sie verkrampfen den Geist, sie gewinnen Gewalt. Da kommt plötzlich ein Luftloch, der Orientierungssinn wird unnebelt, alle Bewegungen scheinen Kreisform anzunehmen. Aber auch im Wirbel noch hängt das Auge an den Buchstaben, deren Bedeutung nun den letzten persönlichen Widerstand überrennt — „und das Schicksal schreitet schnell.“

Irgendwann landet man: dankbar betritt man die Erde wieder, sie ist doch noch nicht überflüssig geworden. Man meidet den Blick der Mitreisenden, und indem man eine straffe Haltung zu gewinnen sucht, taucht man unter im Gewühl des Verkehrs, die Gedanken mehr nach vorwärts als nach rückwärts richtend.

Erst am Abend fand ich Lust zur Rückschau auf den Tag. Ich mußte doch wieder an den Skaros denken. War ich nicht im Grunde abgestürzt wie er? Zwar nicht physikalisch aber immerhin seelisch. Und wer weiß, ob die alte Sage mit den geschmolzenen Flügeln usw. nicht bloß eine materialistische Vergrößerung war, die aus Jahrhunderten der Ueberlieferung herrührt, wo man alles dahin ausdeuten mußte. Doch ich wage nicht, mich weiter in die hohen Regionen der Philologie zu begeben und begnüge mich mit der Fragestellung.

Weihnachtswettbewerb 1931.

Er soll in gleicher Weise wie in früheren Jahren stattfinden und erstreckt sich auf Weihnachtshandarbeiten aller Art, die unsere Zöglinge ihren Angehörigen auf den Weihnachtstisch legen wollen. Abgabetermin ist Donnerstag, der 17. Dezember. Die mit Kennwort versehenen Arbeiten sind dann im Haus Burgund, Kasino, abzugeben. Vom 18. bis 20. Dezember werden die eingegangenen Arbeiten im Kasino in der Zeit von 3—5 Uhr nachmittags zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Die Bekanntgabe der Preise erfolgt vor den Ferien und wird in den Dahlemer Blättern veröffentlicht. Die Preise werden nach den Weihnachtsferien verteilt.

Für den Wettbewerb werden drei Gruppen gebildet: Zur 1. Gruppe gehören die vor dem 1. Januar 1916 Geborenen, zur 2. Gruppe die, die zwischen dem 1. Januar 1916 und dem 1. Januar 1919 geboren sind, und zur 3. Gruppe alle nach dem 1. Januar 1919 Geborenen.



Am 21. Oktober veranstaltete die Ortsgruppe des Vereins für das Deutschtum im Ausland unter Leitung ihres Protektors, des Herrn Studienrats Rasmus, einen Werbeabend im Festsaal der Schule. Der weltbekannte Flieger, Herr Hermann Köhl, hatte hierfür seine Mithilfe in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt.

21. November. Gedächtnisfeier im Festsaal für die im letzten Jahr verstorbenen früheren Schüler unserer Anstalt. Die Gedenkrede hielt Herr Studienrat Kunze.



Die alten Kameraden



Günther Fehrmann, Dipl. agr. (Wittelsbach 1918—22), hat sich verlobt mit Fräulein Edith Dahlemann.

Detlev Freiherr von Hammerstein (Wittelsbach 1918—20), teilt nachträglich noch seine Vermählung mit Ingeborg von Hammerstein, geb. von der Osten, mit. (14. November 1930.)

Albrecht Soltmann (Zollern 1911—16) und Frau Lilly, geb. Sedlmayr, zeigen die Geburt ihres Sohnes Peter-Albrecht an. (5. 10. 31, München, Karl-Theodorstraße 27.)

Rittergutsbesitzer Reinhard Schwarzkopff (Burgund 1909—12) und Frau Tutta, geb. von Jordan, geben die Geburt eines Sohnes bekannt. (28. 8. 31, Brune, Post Konstanz-Land D.-G.)

Joachim von Hennigs (Oranien 1926—29), Buggovo bei Anklam, hat sich vermählt mit Karin von Hennigs, geb. von Albedyll.

Kurt von Winterfeldt (Babenberg 1915—22), zeigt aus Hongkong seine Vermählung an mit Frau A. von Winterfeldt, geb. Peterßen.

Referendar Erik Krämer (Oranien 1924—26), promovierte in Frankfurt a. M. zum Dr. jur.



Als Handschrift gedruckt.
Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Weihnachten.

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, das klingt als Botschaft so fern und kaum vernehmlich in unseren Tagen. Die gute, alte „Nar“ trifft auf bedrückte Herzen, auf verzagte und verbitterte Gemüter und auf zerfargte Stirnen. Not ist ein schlechter Tisch für den Weihnachtsbaum, ein Widersinn zur Idee dieses Festes, die von der Erde aus gesehen im Schenken liegt und allen Mangel überwunden wissen möchte. Wer noch leidlich besteht, sieht den Weihnachtsbaum und fragt sich bange, wie lange noch. Wer schon Opfer geworden ist der Zeit, steht da mit leeren Händen und weiß nicht, wo für ihn der Weg ist, der nach Weihnachten hinführt. Dabei zu wissen, daß man in der gleichen Front der Not mit vielen steht, ist ein schlechter Trost.

Doch zu Weihnachten gehört mehr als ein gewöhnlicher irdischer Blick, mehr als bloß das nothafte Verstricktsein im Jetzt. Schaut man rückwärts in die Räume unserer Geschichte und der Völker überhaupt, so wird dem illusionsfreien Auge gewiß, daß es dem Menschen früherer Tage im Grunde nicht viel besser ging. Es ist kaum jemals herrlich bestellt gewesen mit dem Daseinszustande der Menschheit. Aber die Erde war damals noch nicht so wohnlich, der Aufenthalt nicht so vielversprechend, der Glücksanspruch war in den Mitteln so beschränkter. Man erkannte Not und Trübsal an als selbstverständlichen Zubehör zur Ausstattung dieses Lebens. Das bewirkte, daß der Abstand zwischen Wirklichkeit und Daseinsanspruch und Lebenserwartung nicht so groß und darum nicht so enttäuschend war. Man glaubte nicht, die Erde könne je zu einem

Paradies gemacht werden, wo menschliches Verlangen durch Erfüllung stille wird, Seligkeit sich herrschend ausbreitet. Diese Einsicht in die Ohnmacht, die zugleich Bescheidenheit war, öffnete die Herzen für die Stimmen „von oben“.

Und wo wir bei summenden Motoren, funktionierenden Mechanismen und aufgetürmten Häuserblocks, die alle unser stolzes, eigenwilliges Verstandeswerk sind, nicht wieder diesem Begrenzungsgefühl Geltung in uns verschaffen und Gehör verleihen, wie es die lange Kette unserer Vorfahren konnte, und womit sie das Leben besser aushielten als wir heute, klingen die Glocken am Ohr vorbei, leuchten die Lichter umsonst, und die Botschaft bleibt stumm: „Friede auf Erden.“

B. W.

Vom Stellmacher, von Weihnachtskuchen und anderem.

Von Siegfried Hecht, Haus Staufen.

Bei uns in Mecklenburg hat man es mit der Ruhe. Was Wunder, daß man auch Weihnachten mit der sicheren Gesäßtheit herankommen sieht, wie man den Jahreszeiten entgegengeht. Nur in den Städten tut man hier so, als wäre man etwas aufgeregter.

Das gilt nicht so für die Kinder. Sie haben ihre Erwartungen und glauben, wenn auch nicht immer mehr an den Weihnachtsmann, so doch an das Wunder der Überraschungen, das er verkörpert. Auf dem Gutshofe ist der Stellmacher so etwas wie ein profaner Weihnachtsmann. In seiner Werkstatt entstehen die erwünschten Sachen. Seine geschickten Hände zaubern sie aus rohem Holz hervor. In seinem Arbeitsraum ist daher Hochbetrieb in den Wochen vor dem Fest. Neben der Erfüllung der offiziellen Aufträge geht die der geheimen. Jeder hat dann mal was beim Stellmacher zu suchen und erwartet, daß seine Bestellung in dem mit Holz, Hobelspänen, Handwerkzeugen und Leimgerüchen bunt gefüllten Raum sich zum richtigen Geschenkgegenstande auswachse. Er aber, der Stellmacher, genießt die Würde von so viel Bedeutsamkeit. Denn was verstanden seine gewandten Hände nicht, meint er. Er ist die Geschicklichkeit in eigener Person, und niemand erkennt das bereitwilliger an als die Kinder. Auf ihn, den Schöpfer so vieler Dinge, richtet sich ihre Weihnachtsphantasie. Er macht die besten Holzpantoffeln, Rodelschlitten und Peckschlitten. Letztere sind wohl eine norddeutsche Spezialität, kleine flache Schlitten, auf denen man sich auf dem Eise mit Hilfe eines Peckenstockes fortbewegt. Er leimt frank gewordene Schaukelpferde, stattet Puppenstuben wieder aus. In den Winkeln hinter den Brettern ist bei ihm so mancherlei verborgen, was man gerne wüßte. So läßt sich denn die Dorfjugend häufiger als üblich und erwünscht ist auf dem Gutshofe blicken, „um eins tau sein, wat dat över Boar giwt.“

Aber Weihnachten muß auch durch den Magen gehen, man muß sich durch Weihnachten hindurchessen. Wenn aus den großen Feldbacköfen die Feuer leuchten, wenn Frauen und Kinder die Kuchen bringen und holen und der süße Duft frischer Bäckerei vom Ofen ausgeht, dann ist das Fest schon

ganz nah. Kein Gespräch, das sich nicht darum drehte, ob der „Pottkaufen“ und der „Platenkaufen“ auch gut geraten sei. Dazu kommt das Backen der Pfeffernüsse, der „Päpernöt“. Jede Frau, die auf sich hält, hat ihr eigenes, vererbtes Rezept, und jede Familie backt sie in unbegrenzten Massen. In den Weihnachtstagen laufen die kleinen Kinder mit davon vollgepfropften Taschen umher und essen es statt Brot, solange es geht.

In der guten Stube steht natürlich der Weihnachtsbaum. Wo er her ist, weiß man nicht immer, danach fragt auch niemand, höchstens daß der Förster nach Weihnachten plötzlich mit geballter Faust vor einer jungen, hoffnungsvollen Fichtenschonung stehen bleibt, in der er ganz neue Lücken feststellen muß. Aber dann ist schon alles vorbei, das Schlafen, das Essen, der Kirchgang, die geruhlichen Gespräche. Die Festkleider hängen wieder im Spind, der Lannenduft ist verflogen, die Arbeitsstiefel ruhen nicht mehr unter dem Bett, das gewöhnliche Leben gebietet werden. Nur zwei Tage! Und doch der Winter wäre so viel stumpfer und trüber, wenn nicht die Lichter aufgeflammt wären, und die Seelen wären matter, wenn nicht das geschähe, was in Weihnachten liegt.

Alte ländliche Weihnachtsbräuche.

Der Schimmelreiter.

Von Rahel Margerd, Haus Uskanien. *)

Am Morgen des heiligen Abends vermisst der Inspektor den Schlüssel der Scheune. Beunruhigt geht er auf die Tenne und findet dort ein geheimnisvolles Treiben. „Zum Donnerwetter, da ist ja selbst der Vorknecht dabei!“ Drei Gestalten sind eifrig damit beschäftigt, aus Erbsenstroh lange Seile zu drehen. Der Vorknecht tritt zum Inspektor: „Dat wer all immer so um de Wihnachtsid, am Abent ware Se man sehen!“ Mit verständnisvollem Rächeln geht der Inspektor weiter. Im Pferdestall brennt Licht zu dieser ungewöhnlichen Stunde; dort sind vier Burschen bemüht, den alten Schimmel besonders gut zu putzen. Dieser außergewöhnliche Diensteifer kommt dem Inspektor nicht geheuer vor. Die Burschen lachen verschmüht, und als einzige Erklärung hört er: „Am Abent ware Se man sehen.“

Der Abend bringt dann auch wirklich die Lösung des Rätsels. Plötzlich ertönt vor dem Hause des Gutsherrn ein Trompetensignal mit einer Lautstärke, die an die des Burgunder Nachtwächters aus den Nibelungen erinnert. Alles weiß: „Der Schimmelreiter ist da!“ Man öffnet die Türen und Fenster. Draußen im Lichtschein steht der sonderbare Aufzug. Stolz sitzt der Schimmelreiter auf seinem glänzend gestriegelten, weißen Pferd, dessen Baumzeug mit Lannengrün geschmückt ist. Ihm folgt eine mit Strohseilen umwickelte Gestalt mit einem Bärenkopf. Mit jedem Schritt ertönen die Glöckchen, die an seinem zottigen Stroh-Pelz befestigt sind. Um den Hals hat er eine schwere Kette, die der Bärenführer in der Hand hält. Der hat ein pech-

*) Hinter dem Namen verbirgt sich eine Autoren-Gemeinschaft. Die Red.

schwarzes Gesicht und trägt zerlumpte Kleidung. Mit seinem Tamburin schlägt er den Takt als Tanzaufforderung für den Bären. Die Ziehharmonika der vierten Gestalt fällt ein; und brummend beginnt der Bär seinen plumpen Tanz. Dieser Lärm bringt die Hunde in große Aufregung, sie stürzen sich auf den Bären und zausen ihn weidlich. Große Strohbindel reißen sie ihm aus den Waden. Der Bär schlägt um sich und erfüllt mit seinem Gepolter Treppenhaus und Diele. Wenn der Gutsherr erscheint, wird der wilde Bär zahmer, er sperrt sein Maul, das aus einem Stiefelschaft besteht, weit auf. Es ist erstaunlich, welche Menge Zigarren darin verschwinden kann. Der Schimmelreiter hält seinen Mantelsack auf, der mit Äpfeln und Pfeffernüssen gefüllt wird. Und zur inneren Erwärmung erhält der zerlumpte Bärenführer eine Schnapsbuddel. Zum Dank tanzt der Bär noch einmal, dann wendet sich der Zug zur Küche. Die Tätigkeit des Bären erscheint hier etwas seltsam. Wenn das niedliche Küchenmädchen ihrem Liebhaber nicht treu gewesen ist — und das scheint immer so zu sein — droht ihr Schreckliches. Der verschnupte Bär ergreift den Aschkasten und spielt Besub. Bis in den verborgensten Winkel dringt die Asche. Befriedigt brummend zieht das Raubtier darauf zurück. Nach einem langen Trompetensignal verschwindet der Spuk. Der Schimmel wird wieder, was er war, das alte Tier mit den steifgewordenen Beinen, von denen nicht mehr viel zu erwarten ist. Die vermummten Gestalten entpuppen sich zurück in ihr gewöhnliches bürgerliches Dasein. Aber oben im Hause geht ein Rätselraten an wer hinter dem Spiel zu vermuten ist. Denn ein Spiel war, genährt von uralten Kräften des Glaubens und des Brauches, die nur dort noch leben, wo menschliche Beziehungen noch nicht zu sehr „Probleme“ sind.

Der Pelzbock.

Von Joachim von Berg, Haus Burgund.

Eine kleine, alljährlich wiederkehrende Begebenheit aus meiner ufermärkischen Heimat möchte ich erzählen. Nur schwerlich wird sich jemand unter dem Worte „Pelzbock“ etwas vorstellen können, und auch die besonders Schläuen, die in ihm eine verwilderte Abart des guten alten Weihnachtsmanns vermuten, befinden sich im Irrtum. Besagter Bock erscheint nämlich garnicht zu Weihnachten, sondern erst zu Neujahr und zwar für gewöhnlich nach Eintritt der Dunkelheit, so gegen sechs Uhr. Versetzen wir uns also im Geiste in die Vorhalle des Gutshauses. Noch ist nichts Außergewöhnliches zu bemerken, und wir haben noch kurz Zeit, uns den Ort der Handlung und die Zuschauer zu betrachten. Das Treppenhaus ist bis oben hin dicht gefüllt. Die wohlbeleibte Kochmamsell mit ihrem Gefolge hat sich in Positur gesetzt und versucht ihre innere Erregung und ihr Herzklopfen vor den Kochlehrlingen und Mädchen zu verbergen. Die sonst so selbstbewußte Küchenfee ist in diesem Jahr nämlich zum ersten Male zu dieser Zeit auf dem Lande. Die Berichte der Alteingewesenen haben die vielseitigsten Hoffnungen oder Befürchtungen in ihr erweckt, und so sitzt sie nun auf ihrer Treppenstufe, ab und zu einen

verweisenden Blick auf die sichernden Mädchen werfend. Eben erscheinen neue Zuschauer. Es sind der Administrator, der Pfarrer und der Dorflehrer; alle natürlich mit ihren besseren Hälften und den zahlreichen Kindern, sofern welche vorhanden sind. Unser Pastor hat im übrigen keine Kinder und ist auch nicht verheiratet. Aber das nur nebenbei. Die Gäste haben inzwischen die Gutsherrin begrüßt und auf langes Zureden hin ebenfalls auf Stühlen Platz genommen. Draußen, auf dem Hofe, läßt sich jetzt schon lautes Peitschenknallen vernehmen. Mein jüngerer Bruder kommt herein gestürmt und verkündet ganz außer Atem: „Sie kommen, sie kommen!“ Wir können eben noch einen flüchtigen Blick auf die beiden Körbe werfen, deren Inneres uns bisher durch ein darübergeschlagenes Tuch verborgen blieb. Das Wasser läuft uns im Munde zusammen. Der erste Korb birgt riesige Mengen frischer Pfannkuchen und schmackhaftes Gebäck, während aus dem anderen einige vielversprechende Flaschenhälse unter dem Tuche hervorragen. Auch Nüsse sollen darin sein. In „besseren Zeiten“ soll auch noch ein Korb mit Zigarren und Zigaretten bereitgestanden haben. Es bleibt uns aber keine Zeit mehr, eine Betrachtung über die schlechten Zeiten von heute oder über die veränderte Wirtschaftslage im allgemeinen aufzustellen, denn jetzt schiebt sich etwas durch die weitgeöffnete Tür und nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Im ersten Augenblick glaubt man sich in die Hölle versetzt. Es brummt, quietscht und meckert. Der jüngste Nachwuchs zieht sich erschreckt hinter Vater oder Mutter zurück, und sogar das zehnjährige Schwesterlein, das dem Weihnachtsmann fest ins Auge sah, schlägt baldige Verteilung der Körbe vor, um die Eindringlinge zu besänftigen. Der Schreck ist aber auch fürwahr nicht unberechtigt. Besonders der Hauptakteur, der „Pelzbock“, bietet einen phantastisch wilden Anblick. Nach Bärenart kriecht er teils auf allen Vieren oder richtet sich zu halber Höhe auf, fortwährend ein tiefes Brummen von sich gebend und mit den Pranken nach den Zuschauern haschend. Er ist vollständig mit Erbsstroh umwickelt, dessen dunkelbraune Färbung ihm das Aussehen eines Bären verleiht. Am den Hals trägt der Pelzbock eine schwere, rassende Kuhfette und wird von seinem Führer mit einem Knüttel dauernd gezüchtigt. Zum Gefolge des Pelzbockes gehören neben einem Ziegenbock noch mehrere, gleichfalls vermummte Gestalten, die durch ihre urkomischen Kapriolen immer wieder Heiterkeit hervorrufen. Sei es, daß der Pelzbock der Frau Lehrerin zum Gelächter der Galerie das Kinn kraut, oder daß die Hörner des stößigen Ziegenbockes sich in den Röcken der Mamsell verfangen. Dies muntere Treiben hält solange an, bis jeder vom Bären umarmt und zerzaust oder vom Bock gestoßen worden ist. Unter anhaltendem Grunzen nähert sich darauf der Pelzbock den Körben und beschnuffelt eingehend den Inhalt. Wehe dem Naseweis, der es wagte, ihnen jetzt noch ihren Raub streitig zu machen! Mit Gebrumm und Gemecker verläßt die wilde Gesellschaft das Schlachtfeld, nicht ohne viele Dankesbezeugungen gegen die Spender. Man könnte sogar annehmen, daß sie viel Wert darauf legten, sich ein gutes Andenken zu wahren. Eine der komischen Figuren macht auch schon Anstalten, den Schnee und Schmutz

mit einem dazu mitgebrachten Besen zusammenzufegen. Der Diener ist ganz verblüfft, ob so großer Sittsamkeit im Tiergewande. Doch er sollte böse enttäuscht werden. Der Schelm kehrte den Unrat nicht etwa zur Tür hinaus, nein, weit gefehlt! Kaum hatte er den Haufen zusammengefeget, als er ihn auch schon blitschnell wieder zerstreute und hohnlachend ins Dunkel entschwand.

Wildfütterung.

Von Wolf-Hubertus Schlabik, Haus Dranien.

Schnaubend und scharrend stehen die beiden Ponies vor dem kleinen Kastenwagen. In langen, weißen Wolken blasen sie den Atem aus den Nüstern und werfen ungeduldig die Köpfe auf. Schon bin ich mit dickem Schafpelz und festen Handschuhen versehen neben dem Kutscher auf dem Sitz. Die Peitsche knallt, und im Trab geht's die hartgefrorenen Weggeleise entlang. Es ist heute ein ausnahmsweise kalter Tag, die Finger sind bald klamm, und in den Beinen spürt man schon ein nicht gerade sehr angenehmes Brickeln.

Morgen ist heilig Abend, und jedes Jahr, genau zur selben Zeit fahren wir hinaus auf die Felder zur Wildfütterung. Einen Tag vor Weihnachten. Links und rechts die Wiesen sind mit leichtem Schnee bedeckt, und nur der Weg hat seine natürliche erdgraue Farbe. Endlich sind wir mit unserer Last am ersten Futterplatz angelangt. Es ist eine kleine Fichtenschonung mit einem Teich mitten zwischen den kahlen Feldern.

Jetzt sind wir wieder warm geworden, denn hier gibt's Arbeit. Den schweren Futtersack spürt man kaum auf dem Rücken die wenigen Schritte bis zur Schonung. Schnell ist ein Teil ausgeschüttet, breit geworfen, ein paar aufgepellte Maiskolben dazu, ein paar Sonnenblumen und einige aufgeschnittene Futterrüben rund herum gelegt. Mißtrauisch schütteln die Ponies die Mähnen und fauen erregt auf den Gebissen herum, rücken ungeduldig etwas vor und bleiben wieder stehen. Kaum sind wir auf dem Wagen, so ziehen sie auch schon von selbst an und fallen in einen scharfen Trab. Hoho, ruhiger, ruhiger, hier geht's nicht so eilig, hier müssen wir langsamer fahren. Der Weg hat nämlich aufgehört. Links und rechts, vor uns und hinter uns ist dichtes Ginstergestrüpp mit kleinen verkrüppelten Tannen und Kiefern und ab und zu auch mal ein größerer Busch. Die Pferdchen finden hier schon allein den besten Weg, während wir hinten im Wagen stehen und einen Maiskolben nach dem andern auf die kleinen, freien Stellen werfen, die alljährlich zur Fütterung hergerichtet sind. Bei einigen größeren Stellen werden die Futtersäcke mit dem Spreu und Weizen gänzlich entleert. Endlich kommen wir auf richtigen Weg und wieder geht's in flotter Fahrt weiter. Jetzt aber Richtung heimwärts. Schneidend kalt ist es inzwischen geworden, was wir in dem Arbeitseifer gar nicht so bemerkt hatten. Ich knöpfe mir den Pelz bis hoch oben fest zu und schlage mit den Füßen im Takt an die Bretterwand. Der Kutscher neben mir hat die halblange, glimmende Peise fest in einen Mundwinkel gepreßt und läßt die Pferdchen laufen. Dieser Mann ist schon lange bei uns. Keiner hatte ihn für heute bestellt herauszufahren, aber trotzdem war er pünktlich vorgefahren.

Als ich noch an den Weihnachtsmann glaubte.

Von Horst Pelz, Haus Bollern.

Das ist schon lange her. Ich war noch recht klein, meine Nase reichte wohl kaum bis an die Tischkante. Meine Eltern lebten noch, und es war alles so anders, wie es später geworden ist. Man hatte uns vom Weihnachtsmann erzählt, morgens beim Aufstehen, wenn es mit dem Waschen nicht recht klappen wollte, bei den Mahlzeiten, wenn es darum ging, uns für einen blankgeessenen Teller zu begeistern, am Nachmittag, wenn die häßlichen Stunden kamen, wo man schlafen sollte. So wuchs er sich aus zu einer gewaltigen Person, die jeden eigenen Willensausbruch dämpfte, hinter jedem Ungehorsam unsichtbar mit drohendem Finger stand, und die doch so lieb und verheißungsvoll war. Denn sein Sinn war Schenken ohne Grenzen und Verwirklichen aller Gabenwünsche, die in einem kleinen Jugenkopfe Raum finden. Wo wohnte er? Natürlich droben im Himmel. Vielleicht hinter den dicken Schneewolken, die seine Werkstatt wie einen Vorhang verdeckten. Vielleicht da hinten, wo die Sonne in winterlicher Pracht verschwand. Die Engel waren seine Handlanger. Zweifelswert zwar, ob sie mit ihren Fingerchen all die schweren Dinge heranschleppen konnten: die Schaukelpferde, die Burgen, die Kisten mit den Eisenbahnen, die Baukästen. Aber im Himmel, was sollte da schließlich nicht möglich sein? Und vielleicht war es schon strafbar, so etwas überhaupt in die leiseste Fragwürdigkeit zu rücken. Vielleicht notierte sich der Weihnachtsmann schon diese kleine Gedankenfünde, und was dann? Wie kam er? Auf einem Schlitten mit vier Schimmeln. Vier würden es mindestens sein. Denn das war sicher, die Lasten seines Schlittens mußten furchtbar groß sein. Doch schon wieder einige praktische Fragen. Wie findet er den Weg in jedes Haus? Die Erde ist so groß. Und wenn er die Wunschzettel vertauschte oder gar einen Namen vergaß? Es war sonderbar, daß solche Bedenken sich nur am hellen Tage regten, wenn alle Dinge im Licht standen und beschaubar waren. Aber wenn die Dämmerung kam, die Gänge im Hause dunkler, die Winkel tiefer und ungemütlicher wurden, dann schwieg der skeptische Verstand, und der Glaube meldete sich schlicht und fromm. Dann glaubten meine Schwester und ich, daß wir nicht mehr hinunter in den Stall gehen durften, wo die weißen Pferde standen. Wir gingen behutsamer die Treppen und Korridore. Vielleicht stand er plötzlich da, der alte Mann mit dem weißen Bart und dem dicken Mantel, mit dem Gesicht, das ähnlich aussehen mußte wie das vom lieben Gott. Qualvoller Gedanke, ihm plötzlich zu beugen, vor der verkörperten Güte zu stehen mit dem eigenen Herzen voller Wünsche.

Dann wurde es schließlich Heiligabend. Was hatten die Erwachsenen für eine langsame Zeitrechnung. Was sie Stunden nannten, das waren kleine Ewigkeiten. Die Sache spitzte sich zu, und das Wunder war nun wenigstens an seinen bestimmten Ort gebunden. Dort die große, dunkle Tür zum Es-saal verbarg das Geheimnis. Man hörte Schritte, man vernahm leise Stimmen, die fast menschlich klangen. Ob man durchs Schlüßelloch zu schauen versuchte? Furcht und Neugier brachten eigenartige Zwierspältigkeit mit sich.

Das Gerede, der Weihnachtsmann pufte dann die Augen an, war sicherlich nicht wahr. Wie konnte der so lieb Schenkende so fürchterliche Strafen verhängen, bloß weil man es nicht aushielt, noch länger auf ihn zu warten? Doch vielleicht war es besser, diese Frage jetzt nicht zur Entscheidung zu bringen.

Dann klingelte es, wir durften hinein, da lagen die Gaben. Und wo war der Weihnachtsmann? Hätte man jetzt doch nur einen Augenblick (wenigstens etwas) von ihm gesehen, sein Gesicht, das durch die Scheiben blickt, den Saum seines Mantels, wie er das Zimmer verläßt, oder seine tiefe, segnende Stimme gehört. Denn Erfüllung aus der Unsichtbarkeit heraus, das befriedigt auf die Dauer nicht.

Eines Tages erfuhr man dann, daß der Weihnachtsmann nur eine Phantasiegestalt sei, daß alle Gaben ganz realen Ursprungs wären und auf menschliche Maßnahmen zurückgingen. Ein Traum zerrann. Wohl schmerzte es nicht, aber machte es glücklicher?



Mitteilungen



Am Sonnabend, den 23. Januar 1932, gedenkt der Ruderverein am Arndt-Gymnasium seine diesjährige Winterveranstaltung im Festsaal der Schule um 7 Uhr abends zu begehen, wozu er seine Freunde und deren Angehörige hierdurch herzlichst einlädt.



Schulchronik



21. Dezember: Die O II g führt auf „Das Spiel von den heiligen drei Königen“ von Felix Zimmermanns. Die Einübung besorgte ihr Klassenleiter, Herr Studienrat Dr. Marg. Das Stück wird im Festsaal der Schule für die Schüler und für die Eltern gespielt.

Weihnachtsferien vom Mittwoch, den 23. Dezember bis Dienstag, den 7. Januar. Reisetag ist Montag. *Mittwoch.*

Nachricht

Im Rahmen der allgemeinen Preisfökung wird unser Alumnatsgeld mit Wirkung vom 1. Januar 1932 von monatlich 145,— M auf 130,— M herabgesetzt.

Diese Nachricht war schon in Briefen vom 15. Dezember 1931 erhalten, die wir an die Eltern gesandt haben. Sollte jemand, insbesondere Land-Eltern, diesen Brief, der wichtige nähere Mitteilungen enthält, versehentlich nicht erhalten haben, so bitten wir, hiervon der Geschäftsstelle der Stiftung Mitteilung zu machen.

Dr. Richter, Kurator.



Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Abiturienten-Entlassungsfeier.

Wenn früher die Schulen ihre Schüler in das sogenannte „Leben“ entließen, so meinte man damit den Bereich größerer persönlicher Freiheit und Selbstverantwortung als den Ueberbau, unter dem sich der junge Mensch nunmehr seinen Berufsweg zu erarbeiten hatte. Und dieser Berufsweg war verhältnismäßig klar und verhieß ein sicheres Ziel, wenn sonst die Gaben nicht versagten. Der Ueberbau ist als Lebenswirklichkeit geblieben, aber der Weg zum Beruf liegt wirtschaftlich gesehen im Dunkel. Wohin? — ist hier eine Frage, auf die es für viele keine Antwort gibt. So ist der „Weg ins Leben“ für die Jugend ein Schreiten in die Not und Existenzunsicherheit des deutschen Volkes überhaupt. Weil aber Jugend die glückliche Naturgabe hat, noch ohne Grenzen hoffen zu können, wächst mit ihr immer neu die Kraft zum mutvollen Beginnen.

In vielem anders ist darum heute der Abschied von der Schule als einst. Man kann jetzt nicht mehr hinausstürmen, des Zieles froh, oder wie ein Dichter aus ruhigeren Tagen es nannte, „In den Ozean schiff mit tausend Masten der Sünbling.“ Man hat mit der Schule ein Wegstück vollendet, seine Fortsetzung aber verliert sich im drohenden Nebel der deutschen Not, und größer als früher ist an den Einzelnen der Anspruch an Charakter und Gesinnung.

Dies war der ernste Unterton der Rede, die Herr Studienrat Rasmus zum Abschied an die Abiturienten richtete. Er schloß mit den Worten: „Sie sind fast täglich an der Ehrentafel der gefallenen Lehrer und Schüler des Arndt-Gymnasiums vorbeigegangen, meist so, daß kaum ein flüchtiges Bild in Ihr Auge gefallen ist. Das ist verständlich. Wenn heute Ihr Blick zum letztenmal die Ehrentafel trifft, dann denken Sie daran: auch diese sind einst

von hier ausgezogen mit dem gleichen Hunger nach Glück und dem gleichen Anspruch auf Freude. Sie mußten dann den Weg der Pflicht gehen und zwar bis zum bitteren Ende. Wer im gleichen Geiste lebt und schafft, wirkt sich selbst zur inneren Befriedigung und dem Vaterlande zum Segen!"

Der Unterprimaner Joachim von Berg übermittelte Grüße und Wünsche der Schülerschaft an die abgehenden Schüler. Horst Fahr-Eigen als Sprecher der Abiturienten dankte der Schule in einer sprachlich und gedanklich wertvollen Rede. Musikalische Darbietungen umrahmten die Feier, wobei der erste Geiger des Schülerorchesters, der Abiturient Werner Franzen, noch einmal das Arndt-Gymnasium mit seinem hohen Können erfreute, er spielte „La folia“ von Corelli.

So hielt die Abschiedsstunde die Teilnehmenden in ihrem Bann. Alle Mitwirkenden hatten beigetragen, ihr den Charakter einer schönen, ernstesten Feier zu geben, die vom Beginn bis zum Ende aus gleichem Geiste war.

Wie alljährlich kam auch an diesem Tage wieder der Preis der Martin von Simson-Stiftung zur Verteilung. Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Kappus gedachte des früh verstorbenen Martin von Simson und sprach zu den Abiturienten von seinem Vorbilde. Der Preis wurde dem Abiturienten Horst Fahr-Eigen zuerkannt.
B. W.

Gefahrenmarke D fast erreicht!

Von Wenzel Frhr. v. Reiswitz (Burgund 1925—27).

Schnee hatte genügend gelegen, und das Quecksilber hielt sich am 2. Januar 32 gegen Morgen noch bei 13° minus auf. Um 21 Uhr waren noch 0°, und um 23 Uhr tropfte es bereits von den Dächern. Am 3. früh verstieg sich das Thermometer bis auf 7° Wärme. Am Nachmittag sprachen wir kurz davon, daß ein wirklich ernstes Hochwasser in dieser Jahreszeit wohl kaum zu erwarten sei, da die Mulde auch noch keinerlei Anstalten zu raschem Steigen machte. Wir gingen abends wie immer zu Bett und freuten uns im übrigen auf den Besuch von Herrn Dr. Edgar Richter, der am nächsten Tage erfolgen sollte.

Der 4. Januar begann damit, daß um 4 1/2 Uhr das Telefon uns aus dem Schlaf scheuchte mit der Mitteilung, daß Hochwassergefahr bestünde. Die Mulde stieg langsam und begann gegen 8 Uhr bereits hier und da auszufern. Von der Gefahrenmarke A war nichts mehr zu sehen. Ich gehe nach dem Häuschen des Kutschers, das bei Hochwasser immer am gefährdetsten ist: „Na, Sie werden wohl allmählich mit Ihren Sachen in das obere Stockwerk ziehen müssen.“ „So schlimm wird's doch wohl nicht werden?“ Aber er beginnt doch mit dem Umräumen. Um 10 Uhr wieder Telefon: „Die Talsperre Kriebstein (Talsperre der Zschopau, die vor 2 Jahren neu erbaut wurde und nun ihre Feuer- oder vielmehr Wasserprobe bestehen sollte) läßt pro Minute 400 cbm Wasser ab. In Zischendorf (8 km oberhalb) Gefahrenmarke B erreicht. Die Mulde steigt weiter.“ Wir liegen an der Freiburger Mulde, kurz vor der Vereinigung mit der Zwickauer Mulde. Die letztere steigt rascher und ist gefährlicher, wir sind Rückstaugebiet.

Ein großer Teil meiner Felder liegt im Tal der Mulde. Ein langer Damm schützt sie gegen das Wasser. Ich fahre mit meinem Schwager das gefährdete Gebiet ab. Der letzte, ungeschützte Plan steht längst blank. Es beginnt die

Sorge um den Damm. Schon zweimal in den letzten 35 Jahren ist er gebrochen. Wird er diesmal halten, wenn das Wasser weiter steigt? Die Schleufe, die die Abzugsgräben mit der Mulde verbindet, wurde beizeiten geschlossen, wird sie gut dicht halten? Unser Glück, daß wir am Innenzug liegen.

Der Nachmittag kommt. Beim Kutscher steht das Wasser 1/2 m hoch im Zimmer. Die Nachbarhäuser werden geräumt. Die Gefahrenmarke B an der Podelwitzer Brücke verschwindet in den Fluten. Das Telefon klingelt oft. Kriebstein muß stärker ablassen, die Mulde steigt und steigt. Flußabwärts nach der Muldenvereinigung zu stehe ich und schaue auf ein Meer, das die ganze Breite des Tales einnimmt. Die Meldungen von oben lauten weiter auf Steigen der Wässer. Gegen 15 Uhr hole ich Herrn Dr. Richter von der Bahn ab. Als wir auf dem Rückweg die Brücke passieren, treibt unter uns der Rest einer blaugestrichenen Bude, auf der die Inschriften: „Herren“ und „Damen“ prangen.

Wir sehen keine Wendung zum Guten — und jetzt kommt die Dunkelheit. Vor 2 Tagen war Neumond, außerdem regnet es schon den ganzen Tag über. Gegen 20 Uhr die Meldung, daß Talsperre Kriebstein 600 cbm je Sekunde, d. h. 36 000 cbm je Minute gegen 400 am Vormittag abläßt, weil Sperrmauerbruch zu befürchten steht. Mit anderen Worten: Die Sperre versagt. Na, herzlichen Glückwunsch für diese Nacht. Stunde um Stunde gehen wir den ganzen Damm ab, der immerhin 2 km lang ist. Teilweise wird er mit Mist und Sandsäcken erhöht, die ganze Länge kann nicht erhöht werden. Das Grundwasser drückt an vielen Stellen durch, es bilden sich große Teiche auf der Saat. Aus den Maulwurfsbügeln und Mäuselöchern steigen die Blasen auf. Mit der Taschenlampe wird der ganze Damm untersucht. Ist nicht doch irgendwo eine kleine Stelle, wo das Element sich seinen Weg durch den Damm sucht? Wird sie nicht gefunden, so sind wir verloren. Von der Brücke herunter leuchten wir das Pegel ab. Die Marke C ist erreicht, und auch sie wird langsam unsichtbar. Lang wird es nicht mehr dauern, bis sich das Wasser im Kutscherhaus den Weg durch die Fenster bahnt. Um 22 Uhr wieder Telefon: „Wir wollen Ihnen nur zu wissen geben, daß die Mulde im weiteren Steigen begriffen ist.“ Hat der Damm bisher gehalten, so kommt nun doch die neue Frage hinzu, ob es nicht bald über ihn hinweg gehen wird. Der Stand des Sommerhochwassers 1926 ist überschritten. Ueber die Straße hin läuft das Wasser in den das Schloß umgebenden Wallgraben, füllt die Gewächshäuser und setzt den Garten blank. Aus dem Nachbardorf brachten uns schon abends die Leute ihr Vieh, da sie ihre Ställe räumen mußten.

Um 1 Uhr gehen mein Schwager und ich wieder den Damm ab. Das spült an den unteren Rand der Gefahrenmarke D! Am Damm fehlen noch 15 cm zum Ueberlaufen. Bis ins Genaueste wird jedes Stück abgeleuchtet. Es glückt und klatscht an verschiedenen Stellen. Einen Augenblick lassen wir die Lampen verlöschen und stehen im Dunkeln auf dem schmalen Damm. Ein grauenvoller und doch gewaltiger Eindruck, dieses entfesselte, kochende und brodelnde Element wenige Zentimeter neben uns, das im ungewissen Licht weniger Sterne unabsehbar erscheint. Und wir armen Menschlein wollen es aufhalten?

Wir gehen langsam nach Hause und legen uns schlafen. Menschenmacht ist zu Ende. Steigt das Wasser jetzt noch ein klein wenig weiter, dann werden

die Außenfelder restlos überschwemmt und ich werde noch Jahre hindurch den sauren und kiefigen Muldenschlamm, der mit fruchtbarem Nilschlamm nur die 7 Buchstaben seines Namens gemein hat, an den Ernten spüren.

Um 1/2 6 Uhr rasselt der Wecker. Der Widerschein des klaren Sternenhimmels ist nur bis zu einer scharf begrenzten Linie zu sehen. Beruhigt drehe ich mich auf die andere Seite. Gottlob, der Damm hat gehalten.

Aus Jagen 64.*)

Vierzehn Tage später an einem sehr schönen Sommerabend bekam ich den Keiler wieder zu sehen. Diesmal saß ich aber auf der Kanzel, und er hatte es für gut befunden, am anderen Ende der Schonung zu erscheinen und möglichst plötzlich zu verschwinden. Nun war er im Hafer, wo ich nur noch an der Bewegung des Getreides seine Anwesenheit bis zum Dunkelwerden feststellen konnte. So blieb es bei dem guten Anblick, und ich brauchte diesmal wenigstens nicht mit mir und der Welt unzufrieden nach Hause zu gehen.

Ja, ich muß sogar sagen, daß ich recht zufrieden war. Nun war ich wenigstens sicher, daß ich ihm damals nichts getan hatte, und ich brauchte mir keine Vorwürfe mehr zu machen, daß er doch irgendwo verlüdert sei. Und dann der Anblick von Schwarzwild überhaupt. Der hatte mich schon von jeher, wenn ich es auch recht selten erleben durfte, tief ergriffen. Ist es doch ein Stück Urwaldursprünglichkeit, das sich in unsere moderne, alles Naturgewaltige verdrängende Zeit hinüber gerettet hat. Erzählt hatte ich von diesem Erlebnis nichts. Hoffte ich doch immer noch, zu Schuß zu kommen. Förster S. ging auch schon eifrig auf den Keiler. Warum sollte ich es ihm daher erst unter die Nase reiben, daß der Keiler wieder in Jagen 64 stand.

Es war an einem schönen Augustmorgen, als ich mich auf einem Frühgang in der Moorheide befand. Diesmal war ich nicht zu spät aufgestanden, und so waren denn auch fünf Frischlinge vor mir nach den großen Torflöchern gewechselt. Sie führten ein mütterliches Dasein. Die Bache hatte wohl Schrot an der Bauerngrenze bekommen und wurde verlüdert auf dem Pachtacker gefunden. Ich freute mich, daß sie sich trotzdem gut entwickelt hatten und jedenfalls schon vorsichtiger geworden waren, denn sie kamen schon kurz nach Büchsenlicht. Zwei führten einen lustigen Kampf auf, quiekten und schnauften, merkten plötzlich, daß sie allein geblieben waren und verschwanden darauf im Schweinsgalopp im Unterholz. Mein Weg führte mich dann zur Serradella, wobei Meister Mümmelmann noch der Schreck in die Glieder fuhr. Er kam sehr in Gedanken verfunken die Schneise entlang gehoppelt.

Da befindet er sich plötzlich 20 Zentimeter vor meiner Stiefelspitze. Nein, war das ein schauderhafter Geruch und dazu die unheimliche Stille. Nach der kurzen Starre des Entsetzens sah ich am Schneisenende seine weiße Blume noch einmal aufwippen. Jetzt will ich gerade an der Serradella nach dem Reh drüben sehen, da durchzuckt es mich. Fernher rollt ein Büchsen schuß.

*) Mit freundlicher Genehmigung des Verlages F. Hessenland G. m. b. H., Stettin, bringen wir eine Stelle aus dem Buche „Fehlschüsse vom zahmen Jäger“ zum Abdruck. Der Verfasser des Buches, der anonym bleiben will, ist ein ehemaliger Wittelsbacher.

Ich hätte mich sehr getäuscht, wenn dies nicht in Jagen 64 gewesen wäre. Dange Gedanken kamen mir. Sollte es dem Keiler gegolten haben? Förster S. hatte schon unzählige Sauen geschossen, warum gönnte er mir nicht den Bassen. Für ihn war es ja doch nichts anderes, als ein Scheibenschuß. Doch vielleicht hatte er auch gefehlt oder es war weiter hinten gewesen. Dort stand ja der ungerade Sechser. Hiermit tröstete ich mich vorläufig. Dann überkam mich aber doch eine innere Anruhe. Ich eilte nach Hause, nachdem mir der schwache Gabelbock aus der Schonung heraus noch allerlei Schimpfworte zurief. Hatte ich ihm doch die Morgenruhe zerstört. Die nächste halbe Stunde hindurch würde er sein geliebtes Schmalreh wiederfinden müssen, dessen Freundschaft ihn so viele Mühe gekostet hatte.

Muß mir da noch der alte Träger Held in den Weg laufen, der ehemalige Holzschläger mit dem vollen weißen Haarbüschel. Zum Holzschlagen reichte es nicht mehr. Jetzt sammelte er Beeren, Pilze und Reifig. War stets da, wo er nicht sein sollte und hatte eine nie versagende Sprechmaschine. So dauerte es wieder eine halbe Stunde, bis mir schließlich die Geduld riß, und ich ihn einfach stehen ließ. Doch als ich näher an die Oberförsterei kam, da hörte ich verdächtiges Wagengeklapper. Richtig, als ich um die Ecke bog, da sah ich ihn schon liegen, den Dreijährigen. Förster S. hatte ihn eben abgeladen und sprach mit Oberförster F., der selber kein Jäger war, aber an den Jagderlebnissen regen Anteil nahm. Ein langes Gesicht habe ich sicher gemacht. Aber schließlich wollte ich S. die Freude nicht verderben und daher rief ich ihm möglichst laut ein „Waidmannsheil“ entgegen. In solchen Fällen hört man sich ja gerne laut reden.

S. schmunzelte vergnügt. Ja, er hatte den Keiler geschossen. Es war eben 1/2 5 Uhr gewesen, als er die Schneise zwischen Jagen 74 und 64 entlang kam. Da brach es plötzlich an der Sule, und etwas Großes, Schwarzes schob sich durch die Stangen. Es wurde immer schneller. Aber es mußte über die Schneise, um nach der Schonung kommen zu können. Längst hatte S. seinen Mäuser am Kopf, und auf der Schneise überschlägt sich der Keiler. Er wird wieder hoch; aber nicht weit in den Ruffeln hört der Förster es brechen. Das war ein Meister schuß. Etwas sehr beschämt mußte ich es mir eingestehen. Tröstete mich aber schließlich damit, daß, wenn jeder so schießen würde, kein Wild übrig bliebe. Lange habe ich noch mit dem Schicksal gehadert, und doch wie bald sollte ich mich dessen schämen.

Es war im Januar. Die Grippeepidemie herrschte weit und breit. Auch auf der Oberförsterei sah man manch' besorgtes Gesicht. 14 Tage mußte der Förster schon das Bett hüten und wenn das Fieber auch nachgelassen hatte, so fand ich ihn doch bei meinem Krankenbesuch elend und schwach. Auch meine Aufmunterungsversuche wollten nicht recht glücken. War das der kräftige, rotbäckige Mann mit den scharfen, zielsicheren Augen? Unsicher flackerten sie zu mir auf, und die abgemagerten Hände vermochten kaum die meinen zu fassen.

Es kam die Nacht und mit ihr das Fieber wieder. Der Wagen fuhr nach dem Arzt. Eispackungen wurden gemacht. Vergeblich. Morgens um 11 Uhr hatte der starke Mann sich noch einmal aufgerichtet, und dann war es vorbei. Der Tod, sonst doch seine Waffe, ein Werkzeug in seiner Hand, in jungen Jahren mußte er ihm nun selbst erliegen.

Der Keiler aus Jagen 64 war sein letzter geblieben.

Winter-Hallen-Wettturnen des Heims 1932.

Am Dienstag, den 16. II., abends 8 Uhr, sammelte sich die Heimgemeinde in der Turnhalle, wo die Preisverteilung nach einem Schauturnen stattfinden sollte. — Herr Dr. Edgar Richter hatte mit seinen Helfern wieder alles trefflich vorbereitet, und das Programm flog nur so aus den jugendlichen Körpern heraus, sei es am Reck, am Barren, im Springen oder im Scherzspiel. Bemerkenswert war das durchschnittlich hohe Können an allen Geräten. Schöner aber noch als die bloß sportliche Leistung war der menschliche Zauber, den das Kräftepiel ausströmte von der ersten Minute. Da schloß sich schnell der Kreis zwischen den Handelnden und Zuschauenden. Die Jugend überbot sich selbst, und das Alter vergaß vor soviel Lebensursprünglichkeit seine eigene Not und Grenze. Zündend sprang es von Seele zu Seele, riß jeden mit hinein in die Freude der Stunde, die keinen anderen Helden hatte als Jugendlichkeit, in Fülle und Kraft gespendet und in Form unducht gebündelt. Als dann Herr Kurator Dr. Richter zum Schluß das Wort ergriff zum Dank an die Spender, zum Lob auf die Sieger und zum Wunsch auf die Heimgemeinde, waren auch ihm Wort und Satz heimlich beladen mit Ergriffenheit über das reine Glück dieses Abends in so schwerer Zeit.

Ergebnisse der Wettkämpfe.

1. Häuserfünfkampf.

Den ersten Preis und den ersten Wanderpreis des Heims errang das Haus Oranien mit 42,23 Punkten als Durchschnittsleistung der Hausangehörigen.

Den zweiten Preis und zweiten Wanderpreis des Heims erhielt zum dritten Mal hintereinander und damit für immer das Haus Staufeu mit 39,35 Punkten.

Das dritte Haus Wittelsbach erhielt eine Ehrenurkunde (38,75 Punkte).

Die Reihenfolge der übrigen Häuser war:

4. Wettin	(34,61 Punkte)
5. Babenberg	(33,08 ")
6. Aiskanien	(32,96 ")
7. Bollern	(32,36 ")
8. Burgund	(31,01 ")
9. Zähringen	(30,22 ")

2. Die Einzelsieger im Fünfkampf.

(Reck, Barren, Tisch, Hochsprung, Pferd)

A. Älteste Gruppe (Oberstufe)

1. Georg-Wilhelm Hempel	.. We.	54,75 Punkte
2. Wolf-Hubertus Schlabs	.. Dr.	52,00 "
3. Gerhard Langenbeck	.. St.	51,75 "
4. Luz von Brüning	.. Wi.	48,25 "
5. Adolf Langenheim	.. Wi.	47,75 "
6. Karl Ernst Buchting	.. St.	46,50 "
und Otto von Eichel	.. Dr.	46,50 "

B. Mittelstufe.

1. Gerd Becker	.. Ost.	53,25 Punkte
2. Hans Joachim Kothe	.. Wi.	51,00 "
3. Wolfgang von Guttenberg	.. St.	50,50 "
4. Hermann Schmidt	.. Dr.	50,25 "
5. Dietrich Hörning	.. Ba.	50,00 "
6. Hans Hubert Lehr	.. Bu.	45,25 "

C. Unterstufe.

(Reck, Barren oder Leitern, Bock, Hochsprung, Stangen)

1. Horst Schander	.. Dr.	58,50 Punkte
2. Wolfgang Dieter Schmidt	.. Dr.	54,25 "
und Wolfgang Ammann	.. Wi.	54,25 "
3. Kurt Alfred Trautmann	.. Dr.	53,75 "
4. Ulrich Meißner	.. Wi.	52,00 "

Die Urkunden zeichneten: Hans Peter Abé-Lallement, Dodo Freiherr zu Inn- und Rhyphausen, Walter Müller, Philipp-Albrecht Ushoff.



25.—30. I.: Schriftliche Reifeprüfung der Abiturienten.

29. II.—3. III.: Mündliche Reifeprüfung der beiden gymnasialen und der realgymnasialen Oberprimen. Den Vorsitz führte wieder Herr Oberstudien- direktor Prof. Dr. Kappus.

Sämtliche 23 zur Prüfung zugelassenen Oberprimaner des Heims haben das Reifezeugnis erworben, nämlich:

von Arnim, Georg-Dietloff (Burgund), Sohn des Landrats a. D. v. Arnim, Rittgarten, Post Holzendorf.

Abé Lallement, Hans-Peter (Bollern), Sohn des Generaldirektors Abé Lallement, Brunn, Post Stettin.

Borgwald, Walter (Staufen), Sohn des Oberingenieurs Borgwald, Magdeburg, Fürst Leopoldstr. 4.

Drubba, Wolfgang (Wittelsbach), Sohn des Deutschen Konsuls Drubba, Czernowitz, Rumänien.

Gérard, Horst (Wettin), Sohn des Fabrikbesizers Dr. Gérard, Berlin.

Hempel, Georg-Wilhelm (Wettin), Sohn des Fabrikbesizers Hempel, Mühlendorf bei Vordamm.

Herz-Kleptow, Horst-Hellmut (Wettin), Sohn des Domänenpächters Herz-Kleptow, Erien Kreis Anklam.

Hoepfner, Karl (Aiskanien), Sohn des Rittergutsbesizers Hoepfner, Böhmenhöfen, Ostpr. Japha, Walter (Zähringen), Sohn des Rittergutsbesizers Japha, Absintkeim, Post Quednau.

Langenheim, Adolf (Wittelsbach), Sohn des Bergingenieurs Langenheim, Tetuan, Marokko. Siedle, Hans-Helmut (Wettin), Sohn des verstorbenen Bankdirektors Siedle, Danzig.

Mannes, Hermann (Staufen), Sohn des verstorbenen Diplomingenieurs Dr. Mannes.
 Meng, Heinz-Harimut (Wittelsbach), Sohn des Dr. med. Meng, Frankfurt/M.
 Momber, Dieter (Staufen), Sohn des Domänenpächters Momber, Bredentin b. Güstrow.
 von Oppen, Joachim (Burgund), Sohn des Präsidenten der Landwirtschaftskammer
 b. Oppen, Dannenwalde, Prignitz.
 Pargmann, Heinz-Rolf (Sollern), Sohn des Oberbergrats a. D. Dr. Pargmann, Wangen
 b. München.
 Prißel, Klaus (Oranien), Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers Prißel, Rittergut
 Boed bei Stettin.
 Rabbethge, Karl (Oranien), Sohn des Fabrikbesizers Dr. Rabbethge, Kl. Wanzleben.
 Graf von Rittberg, Karl-Heinrich (Wettin), Sohn des Rittergutsbesizers Grafen v. Ritt-
 berg, Balfanz, Kreis Neustettin.
 Scherz, Helmut (Askanien), Sohn des Domänenpächters Scherz, Quarttschen, Neumark.
 von Schmidt-Pauli, Johann-Georg (Babenberg), Sohn des Rittmeisters a. D. von Schmidt-
 Pauli, Charlottenthal b. Krakow.
 Speiser, Joachim (Zähringen), Sohn des Deutschen Konsuls Dr. Speiser, Nairobi,
 Ostafrika.
 Thielicke, Hans-Dietrich (Wettin), Sohn des Bankdirektors Thielicke, Berlin.

9. III., 11 Uhr vormittags: Entlassungsfeier für die Abiturienten. Die
 Abschiedsrede hielt Herr Studienrat Rasmus.
 22. III.: Goethe-Feier im Festsaal der Schule.
 22. III.: Schluß des Schuljahres.
 Das neue Schuljahr beginnt am 7. April. Reisetag ist Mittwoch, d. 6. April.



Die alten Kameraden



Wenzel Frhr. von Reiswitz und Kadersin auf Podelwitz
 (Burgund 1925—27) hat sich verlobt mit Fräulein Jutta von Böhlau.

Rittergutsbesitzer Helmut Buettner (Zähringen 1917—22) hat sich
 verlobt mit Fräulein Hanna Strohmeier.

Richard Bardt (Burgund 1914—18), Rittergutsbesitzer in Niemier-
 zevo p. Lubosz, Polen, zeigt die Geburt einer Tochter an.

Dr. Gebhardt v. Walther (Zähringen 1920—22) hat im Dezember
 1931 die große diplomatisch-konsularische Prüfung für das Auswärtige Amt
 bestanden. (Berlin W 57, Winterfeldtstr. 5-6.)

Das Kuratorium der Julius Reich-Dichterstiftung hat den Preis für 1931
 „dem Erzähler Kurt Heuser“ (Wettin 1919—22) zuerkannt.



Mitteilungen



Wir legen, wie gewöhnlich, der letzten Nummer des Jahrganges eine Zahl-
 karte bei und bitten, den Jahresbeitrag von 10,— M baldmöglichst auf unser
 Postcheckkonto

Berlin 352 21 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter)
 einzuzahlen. Freundliche freiwillige Spenden darüber hinaus nehmen wir mit
 herzlichem Dank entgegen.